

Monatlich 25 Pf. ausschließlich
Legegeld; durch die Post be-
zogen bei Selbstabholung viertel-
jährlich Mark 2.10, monatlich
70 Pf. — Erscheint an allen
Wochentagen nachmittags.

Telegraphische Adresse:
„Volksstimme, Frankfurt a. M.“
Telephon-Anschluß:
Amt Hanja 7485, 7486, 7487.

Volksstimme

Inserat
Die 6 gespaltene Zeitspalte kostet
15 Pf., bei Wiederholung Rabatt
nach Tarif. Inserate für die tägliche
Nummer müssen bis abends 8 Uhr
in der Expedition Wiesbaden
aufgegeben sein. Schluß der In-
seratannahme in Frankfurt
am Main vormittags 9 Uhr.
Postcheckkonto 529.
Union-Druckerei, G. m. b. H.,
Frankfurt a. M.
(nicht Volksstimme adressieren)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Dr. Max
Luard, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt a. M., Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Weierstr. 49 Wiesbaden Expedition: Weierstr. 9
Telephon 1026. Telephon 3715.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier. —
Verlag der Volksstimme Maier & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nr. 171.

Samstag den 25. Juli 1914.

25. Jahrgang.

Der Konflikt zwischen Oesterreich und Serbien. Ein Anschlag auf die Menschheit!

Die österreichische Drohnote an Serbien ist ein krasser
Bruch des Völkerrechtes; sie verlangt von Serbien, was kein
Staat gewähren kann, ohne sich selbst aufzugeben. Sie fordert
nicht weniger, als daß sich die serbische Regierung der Wiener
Polizei unterstelle und die Rede-, Versammlungs- und Ver-
eins-Freiheit einschränke. Sie ist ein frecher Eingriff in die
Souveränität eines freien Staates.

Die österreichische Note ist aber mehr als eine Provoka-
tion, sie ist eine Bedrohung des europäischen
Friedens. Serbien ist der Schlingling des Dreiverbandes
und Rußlands im besonderen. Seine Existenzvernichtung
würde eine Vernichtung des Prestiges der russischen Diplomatie.
Die Petersburger Telegraphenagentur bezieht sich mit der Ver-
sicherung, daß Rußland und Frankreich keine mühsigen Zu-
schauer sein werden: „Der Versuch, den der Präsident der fran-
zösischen Republik Joseph St. Ruffin, dem Kaiser von Ruß-
land, gemacht hat, hat den beiden befreundeten und verbün-
deten Nationen Gelegenheit gegeben, die vollkommene
Gemeinsamkeit ihrer Ansichten über die verschiedenen
Probleme festzustellen, vor welche sie die Sorge um den allge-
meinen Frieden und für das europäische Gleichgewicht,
namentlich im Orient, stellt.“ Die Drohung läßt kein Miß-
verständnis zu. Die Befestigung Serbiens würde das Gleich-
gewicht der Mächte im Orient erheblich erschüttern; die
beiden befreundeten und verbündeten Regierungen Rußlands und
Frankreichs hegen für die Aufrechterhaltung dieses Gleich-
gewichtes die gleiche Sorge. Sie werden keine Erschütterung
nicht ohne weiteres dulden.

Die Erklärung der Petersburger Telegraphenagentur be-
deutet das Ende der Fabel, der österreichisch-serbische Konflikt
lasse sich lokalisieren, bedeutet die Ankündigung des europä-
ischen Krieges. Die Gefahr eines europäischen Krieges ist so
oft in tönenden Worten geschildert worden, daß man sich an sie
gewöhnt hat und sie nicht tragisch nimmt. Aber diese Gefahr
besteht und reißt sich jetzt in schrecklicher Größe auf. Oester-
reich hat den Augenblick der „moralischen Isolierung“ Ser-
biens erfaßt und Forderungen gestellt, die kaum von Serbien
befriedigt werden können; Deutschland sekundiert ihm und be-
nützt die inneren Schwierigkeiten Rußlands und Englands
und die mangelhafte Kriegsrüstung Frankreichs, um dem
Dreiverband eine schwere, verbitternde Niederlage beizu-
bringen.

Die bürgerliche Presse versucht, diese klare Absicht zu ver-
dunkeln. Sie schwächt etwas von Erfüllung von Bündnis-
pflichten, denen Deutschland, Oesterreich-Ungarn gegenüber zu
genügen habe. Das „Berliner Tageblatt“ leistet sich folgen-
den Ausfall: „Würde freilich von der anderen Seite der Ver-
such gemacht, die serbische Regierung zu stützen und die öster-
reichischen Forderungen zu vereiteln, würde weiter versucht
werden, der österreichischen Regierung in den Arm zu fallen,
dann wird man sich auch bei den Mächten der Tripelentente
nicht im Unklaren sein, daß in diesem Fall der
Bündnisfall für das Deutsche Reich eintreten
würde.“ In diesem Fall tritt aber gerade der Bündnisfall
nicht ein. Der Dreibündnisvertrag bestimmt ausdrücklich, daß
der casus foederis (die bedungene Bundeshilfe) nur im
Falle eines Angriffes einer der beiden Mächte durch
Rußland oder der Unterstützung einer Macht durch Rußland,
die einen der beiden Vertragsstaaten angreift, einzutreten
habe. Oesterreich-Ungarn ist von niemandem angegriffen, die
serbische Regierung hat sich bereit erklärt, alles zu tun, was
zur Abwendung der Bluttat von Sarajewo in ihren Kräften steht.
Der Dreibündnisvertrag hat nicht den Zweck, Oesterreich im An-
griff und in der Provokation zu unterstützen. Das „Berliner
Tageblatt“ also ist mit der deutschen Reichsregierung darüber
eines Sinnes, daß das deutsche Volk für die schweren Sünden
der österreichischen Regierung zur Opferbank geführt werden
soll. Und Frankfurter Demokratienblätter äußern sich ähnlich!

Man sage nicht, daß die österreichische Regierung nicht
anders handeln könne, daß die großserbische Propaganda sie
tatsächlich zum angegriffenen Teil mache. Die großserbische
Propaganda würde in ein Nichts zerfallen, würde den Süd-
slaven auf demokratischer Grundlage die nationale, politische
und kulturelle Einheit und Freiheit geschenkt. Es ist nicht
einzusehen, warum sie auf die großen Vorteile des gewaltigen
österreichisch-ungarischen Wirtschaftsgebietes verzichten sollten,
um in einem kleinen Staate mit unzureichenden finanziellen
und wirtschaftlichen Mitteln ein zweifelhaftes Glück zu be-
gründen. Die wahren Ursachen der großserbischen Propa-
ganda hat die „Adriatische Zeitung“ geschildert, die gewiß nicht
verdächtig ist, der österreichischen Regierung unrecht tun zu
wollen:

Der in die Verhältnisse Uneingeweihte wird die Frage stellen,
woher es komme, daß Oesterreich trotz seiner Bosnien erwiesenen

Wohltaten im Lande nicht nur nicht beliebt, sondern geradezu
verhät ist bei den Serben, die 42 Prozent der Bevölkerung aus-
machen? Die Antwort wird nur der wirkliche Kenner des
Volkes und der Verhältnisse verstehen, der Fernstehende, nament-
lich der an europäische Begriffe und Zustände gewöhnte, wird
ihre verständnislos gegenübersehen. Die Antwort lautet klipp
und klar: Die Verwaltung Bosniens war in der
Anlage und in ihren Grundideen vollkommen
versucht, und daran trägt die geradezu straf-
liche Unkenntnis die Schuld, welche zum Teil
noch heute, nach mehr als einem Menschenalter
(seit der Okkupation) über die wirklichen Zustände
im Lande herrscht.

Das Blut steigt einem in die Wangen, wenn man liest,
daß ein europäischer Krieg vor der Türe steht, daß Hundert-
tausende deutscher Männer gemordet werden sollen, weil, wie
das rheinische Blatt der deutschen Regierung sagt, die „Ver-
waltung Bosniens in der Anlage und in ihren Grundideen
vollkommen versucht war!“

Es gibt nur zwei Möglichkeiten:

Entweder es gibt Serbien nach und dann hat nicht
nur Serbien, sondern auch der Dreiverband nachgegeben.
Diese Niederlage wird nicht vergessen werden. Sie wird auch
in den folgenden Jahren genau so ein Moment der Beunruhig-
ung in der europäischen Politik darstellen, wie der Panther-
sprung nach Agadir war.

Oder Serbien gibt nicht nach und es erfüllt sich, was
die Petersburger Telegraphenagentur verheißt: es sucht der
Dreiverband mit den Waffen in der Hand das europäische
Gleichgewicht der Mächte im nahen Orient aufrecht zu er-
halten.

Die Zeit ist furchtbar kritisch und der Widerstand dieser
Wirtschaftsordnung steht klar vor den Augen aller, der Wider-
stand, daß sie die Möglichkeiten einer wunderbaren Kultur
bietet und die Gefahren erzeugt, diese wunderbare Kultur zu
vernichten! Wenn es sich noch um Lebensinteressen Frank-
reichs oder Deutschlands, Rußlands oder Englands handelte!
Als die Kriegslust der deutschen Imperialisten im Jahre 1911
einen Konflikt mit Frankreich, einen europäischen Krieg zu
entfesseln drohte, protestierte das deutsche Proletariat. Nun
wohl, es ist wieder Zeit zum Protest! Die deutsche Arbeiter-
klasse will den Frieden, will die Kultur, sie haßt den Krieg
und verachtet die, die aus ihm ein Geschäft machen. In

Feuilleton.

Zug Nr. 17.

Roman von Jules Claretie.

Einzig berechtigte Uebersetzung von Arthur Koehl.
(Nachdruck verboten.)

Kentwell überkam die Versuchung, den erbärmlichen Wirt
mit einem Schläge niederzustrecken, daß er regungslos auf der
Stelle, auf die er hinfiel, liegen bleiben sollte; indes, so er-
bost der Clown war, so überlegte er doch das Mißverhältnis
der Kräfte zwischen ihm und seinem Gegner, und er begnügte
sich daher, einfach an das Skelett heranzutreten, mit dem linken
Vorderarm die Schläge zu parieren, die Mische in seiner Er-
regtheit auf ihn regnen ließ, und ihn bei seiner roten Kra-
watte zu packen, daß der Halsfragen vom Hemde absprang.

Madame Mische blickte starr vor Entsetzen auf diese Szene.
Die Weine drohten ihr den Dienst zu verlagern. Es war, als
ob die dicke, fleischige Masse im nächsten Augenblick ohnmächtig
zusammenbrechen müßte.

Ihren Mann so behandelt zu sehen! Mische bei der Gurgel
gepackt! Das war zu viel! Sie wollte zu Hilfe springen, um-
sonst, ihre Füße schienen angewurzelt im Sande. Sie wollte
schreien, rufen, vergebens. Kein Laut wollte über ihre Lippen
hinüber, während dessen das Skelett laut zeternte und heulte:
„Hilfe, Hilfe, ich werde erwürgt!“

In Wahrheit hielt ihn Kentwell einfach mit gestrecktem
Arm und einer Hand am Halse fest und schüttelte ihn, um
ihn zum Fußfall zu zwingen, wie einen Baum, von dem man
die Früchte abschütteln will.

Da fuhr Mische plötzlich mit seiner freien rechten Hand
in seine Tasche, zog ein zusammengeklapptes Messer daraus
heraus und versuchte es zu öffnen.

„O, der Unglückselige!“ jammerte Cephise.

Doch Kentwell hatte seine Bewegung gemerkt und noch
zur rechten Zeit mit seiner Eisensauft Misches Handgelenk um-
spannt, daß das Messer dem Skelett aus der Hand fiel und

der lange, erbärmliche Wirt mit einem Ausdruck ohnmächtiger
Wut gerade in dem Augenblick zusammenfiel, als auf den
lauten Tumult die Stallmeister, Herr Cox, Dieudonne, Bou-
jade und Lauriane selbst, hochrot, fast atemlos und überglück-
lich, kurz das ganze Personal, vom Direktor gefolgt, zusamen-
ließ.

„Was hat der Lärm zu bedeuten?“ erkundigte sich der
Amerikaner, als er Kentwell totenbleich über den dünnen, pur-
purrot überglänzenden, am Boden liegenden Mische gebeugt sah,
der krampfhaft seinen Gegner in die Hand zu beißen ver-
suchte.

„Sehen Sie, Herr Elton,“ gab Kentwell, so ruhig es ihm
möglich war, zur Antwort. „Sehen Sie, wir haben hier ein
junges, anständiges Mädchen bei uns, das manchmal vor unser
aller Augen den Besuch eines braven, jungen Menschen em-
pfängt. Und diese beiden hat die boshafte Junge dieses Men-
schen hier verkleumd wollen. Er hat den einen einen Schuft
und die andere eine Dirne genannt. Ach, da ist ja Lauriane,
kommen Sie näher. Fräulein Lauriane,“ sagte er, als er die
Reiterin, die nach ihren Exersizien neugierig herbeigeeilt war,
bemerkte, „kommen Sie näher. Dieser Mensch hat Sie be-
schimpft und soll Ihnen jetzt Abbitte tun.“

„Niemals, nimmermehr!“ schrie Mische, schäumend vor
Wut und Scham in den kleinen Kreis Neugieriger, die ihn
umringten, während die arme, dicke Cephise weinend den
Clown flehentlich bat:

„Lassen Sie ihn los, lieber Herr Kentwell, lassen Sie ihn
los, lieber Herr Kentwell!“

„Nimmere nicht!“ schrie das Skelett sein Eheweib an.
„Anstatt zu greinen, schlag den Kerl lieber tot! Schlag ihn
tot! Brecht ihm die Weine! Zu Hilfe! Zu Hilfe! Benedikt,
Andre! Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

„Wollen Sie Abbitte tun?“ wiederholte Kentwell da-
zwischen.

Lauriane war von diesem Auftritt totenbleich geworden;
sie tauchte nicht recht, was das alles zu bedeuten hatte, und trat
erschreckt an Richard heran.

„Mein Gott, was ist denn los?“ fragte sie.

„Was los ist? Dieser Mensch hat gewagt, Sie Martial
Heberts Geliebte zu nennen. Also sprich, du Schuft,“ wendete
der Clown sich zu Mische, „sprich, daß du gelogen — sprich
oder, weiß Gott, ich erwürge dich auf der Stelle.“

Er war fast bis zur Raserei aufgebracht, und seine Finger
bohrten sich tief in den Hals des Skelettmannes ein, dem im
übrigen jetzt keine Ehehälfte zu Hilfe beizutragen, indem sie
versuchte, mit ihrer herkulischen Hand den Hals ihres Gatten
von der Faustumklammerung des Clowns zu befreien; doch um-
sonst, das Atlasweib fühlte sich ohnmächtig vor diesem unter-
sehten, rothaarigen Mann, der höflich zu ihr meinte:

„Geben Sie sich keine Mühe, Madame, er muß es ge-
stehen, daß er gelogen.“

Lauriane war, als sie begriff, daß dieser ganze Auftritt
um ihre Halbe stattfand, außer sich vor Schrecken; die Tränen
waren ihr nahe, und sie rief ein über das andere Mal:

„Haben Sie mit ihm Erbarmen, Herr Kentwell, haben Sie
mit ihm Erbarmen!“

Doch Kentwell wiederholte unausgesetzt zu Mische: „Sprich,
hast du gelogen?“

„Nun ja — ja, ja, ich habe gelogen,“ rächelte Mische end-
lich mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Und willst du Abbitte tun?“ herrschte ihn der Clown an,
auf Lauriane zeigend.

„Ja, ja — ich will ja — ich bitte, ich bitte um Ver-
zeihung.“

Da ließ Richard ihn los, und das Skelett fiel, auf seinem
roten Hals die Fingerspuren Kentwells zeigend, der Länge
nach in den Sand.

Sobald Madame Mische dieses Ende des Kampfes ge-
wahrte, war sie herbeigesprungen, um ihrem Mann aufzu-
helfen; dieser aber empfing sie mit giftigem Blick und schrie
sie wutstöhnend mit seiner unheimlichen Stimme an:

„Fort, fort, packe dich! Was willst du von mir? Hättest
es ja ruhig mit ansehen können, wenn man mich todschlug!
Wozu hast du denn deine Kräfte, du — du Ungeheuer, du!
Laß mich in Frieden! Du bist mir ein Greuel.“

Vielleicht hätte Mische noch weitere Schmähungen gegen

Namen der Kultur, im Namen der Zivilisation, im Namen der Menschheit, Proletarier heraus! Wahrere heiligsten Güter, wahr den Frieden!

Die Berliner Presse.

Ist einmütig, ob liberal oder konservativ, in der Billigung des beispiellosen österreichischen Schrittes. Eine abweichende Haltung nimmt nur die „Post“ ein, das Blatt der Scharfmacherischen Großindustriellen, bei dem offenbar die Geschäftsvernunft mitspricht und das Oesterreichs Politik mit einer fast nicht zu überbietenden Schärfe wie folgt kritisiert: „Neder Sag ein Faustschlag ins Gesicht der serbischen Regierung. Wir verstehen und würdigen vollkommen die tiefe Empörung und den heillosen Schmerz, der diese Säge formulierte. Wir sind auch von der bona fides der österreichisch-ungarischen Regierung völlig überzeugt, daß der Mord von Sarajewo auf serbische Wählerkreise zurückzuführen ist. Aber wir müssen und doch auch einmal fragen: womit begründet die österreichisch-ungarische Regierung eigentlich ihre schweren Anklagen? Die Behauptung, daß selbst ein serbischer Major die Hand im Spiele hatte, als wahr unterstellt, und angenommen, daß auch serbische Grenzbeamten beschossen und in das fürchterliche Verbrechen verwickelt waren, so ist es immerhin gewagt, ein ganzes Volk oder eine Regierung als die Repräsentantin des Volkes des Nordes zu beschuldigen. Denn das geschieht ganz klar und eindeutig in der Note. Es ist überaus dankenswert, daß die österreichisch-ungarische Regierung in dem Augenblick, da die Note in Belgrad überreicht wurde, sie aller Welt bekannt gemacht hat. Damit ist vielen unfinnigen und wertlosen Gemurmel der Gerassen gemacht. Aber warum hält sie das Beweismaterial zurück, das sie doch in ihren Händen haben muß? Warum tritt sie nicht vor alle Welt hin mit den klaren, eindeutigen Belegen dafür, daß ihre Anschuldigungen Grund und Fuß haben, daß sie in keiner Weise von Erregung und von dem Bedürfnis nach Rache beeinflusst sind, sondern daß nackte, eindeutige Tatsachen die gegen die Monarchie gerichtete groß-serbische Verschwörung beweisen? Die kurzen Feststellungen, die sie macht, sind zweifellos schwer compromittierend für Serbien; aber man müßte doch auch die serbische Regierung in dieser Sache hören... Auf all das kann Serbien nicht eingehen, wenn es sich nicht vor ganz Europa verächtlich machen will. Oesterreich andererseits ist flug und erfahren genug, um zu wissen, daß es Serbien Unmögliches zumutet. Warum treibt es dennoch die Dinge auf die Spitze? ... Es ist kein Zweifel mehr möglich, daß Oesterreich die kriegerische Auseinandersetzung mit Serbien wünscht, und es fragt sich jetzt, inwieweit dieser Wunsch auf Gegenseitigkeit beruht. Es fragt sich ferner, ob die Raskulation Oesterreichs, daß das durch die beiden Balkankriege geschwächte Serbien kaum ernstlich Widerstand wird leisten können, richtig ist. Man muß ferner ganz offen die Frage aufwerfen — denn es hilft nichts darum herumzureden —, ob die tschechischen und südslawischen Regimenter zuverlässig genug sind oder ob Oesterreich von dieser Seite her vielleicht nicht Entschlossenes droht? Aber das ist vorläufig für Deutschland eine Stimme in der bürgerlichen Wüste.

Die österreichische Presse.

Die halbamtliche „Reichspost“ bemerkt: Auf eine Fristsetzung hat Serbien nicht zu rechnen, denn das Begehren Oesterreich-Ungarns ist zu selbstverständlich, als daß darüber noch lange debattiert werden könnte. Jeden Versuch zur Verzögerung muß man als einen mangelnden guten Willen auffassen. Da die Beseitigung weiterer störender und verletzender Einwirkungen auf unsere Grenzgebiete nur die Monarchie angeht, so kommt eine Vermittlungsfunktion anderer Mächte gar nicht mehr in Betracht. Die Wiener „Arbeiterzeitung“ tadelt energisch die Hebertriebe der Note und weist darauf hin, daß die Note den Krieg vorbereite. Sie schreibt: „Derartige Forderungen hat ein Staat an den anderen noch niemals gestellt. Wir sind überzeugt, daß kein Bewohner dieses Reiches fähig gewesen wäre, all das nur ausgedenken, was Graf Berchtold in dieser Note von Serbien, das doch immer noch ein selbständiges Staatswesen ist, zu fordern für nötig und angemessen findet. Jede dieser Forderungen ist mit äußerster Härte formuliert und wird in einer Weise gestellt, die das Selbstgefühl des serbischen Staates aufs Keuchste aufzureizen nur allzu geeignet ist. Jede dieser Forderungen ist eine Verneinung der Unabhängigkeit Serbiens. Die Völker Oesterreichs werden nicht gefragt, welche Folgen die Note haben wird, deren Einsehen ihnen ihr Gut und Blut kosten kann. Aber wir möchten den Grafen Berchtold und all die Verantwortlichen an dieser Note dennoch fragen, ob sie wirklich meinen, daß Serbien diese Forderungen anerkennen kann, ob sie wirklich erwarten, daß Serbien sie erfüllen wird? Wenn sie dieser Meinung nicht sind, so haben sie die Forderungen nicht gestellt, weil sie auf ihre Erfüllung rechnen, sondern sie haben sie gestellt und haben ihr diese Härte gegeben, damit sie nicht angenommen wird. Es wird niemandem leichtfallen, diesen Schritt zu verantworten.“

Kentwell oder gegen Lauriane ausgestoßen, hätte ihn nicht Cephise mit Gewalt in den Stall hineingezogen, während die jungen Mische, die sich inzwischen auch wieder eingefunden hatten, die rote, von Kentwells Hand arg zerfitterte Krawatte ihres Herrn Vaters aufhoben.

Als Martial am folgenden Tage — es war eines Sonntags — in den Zirkus kam, fand er Lauriane seltsam verlegen und eingeschüchtern, und ihre Augen waren rot, wie wenn sie lange Stunden geweint. Für gewöhnlich brachte sie ihm sonst, wenn er sie suchte, offenbare Sympathien entgegen und empfing ihn mit einem stets freundlichen Lächeln des Willkommen. Diesmal aber schien sie eigentümlich gezwungen. Sie sprach wenig, öffnete manchmal den Mund, wie ihm etwas zu erzählen, und hielt dann plötzlich wieder wie erschrocken inne.

Martial fühlte sich tief beunruhigt über ihr Wesen. Was hatte sie nur? Was wollte ihm Lauriane nur verbergen?

Er versuchte, ihr die Zunge mit Fureden zu lösen: indes umsonst; es glückte ihm nicht, und er verließ ziemlich niedergeschlagen die Kulissen des Zirkus, als er plötzlich draußen am Eingang — es war am Tage, während der Probezeit der Artisten — Madame Mische begegnete, die er offen und ehrlich fragte, was denn Lauriane eigentlich haben könnte.

„Fragen Sie Herrn Kentwell,“ antwortete Cephise, die erklärlicherweise wenig geneigt war, eine Affäre breitzutreten, in der Herr Mische eine so gehässige und jämmerliche Rolle gespielt.

Wie, Kentwell? Hatte er recht verstanden? Kentwell sollte ihm Auskunft geben? Was hatte der Clown mit Lauriane zu schaffen? Und mit einem Male fühlte er sich bei diesem Gedanken von einer tiefen Unruhe gequält und fast von einem Gefühl der Eifersucht überkommen. Kentwell sollte ihm ein Geheimnis offenbaren, das Lauriane selbst nicht zu gestehen mochte und von dem Madame Mische offenbar nichts wissen mochte. Was war nur in dem Zirkus Elton vorgegangen?

Doch sollte Martial bald hinter das Geheimnis kommen. Er wendete sich eben einfach an Richard Kentwell um Auskunft, und Richard war nicht der Mann, weder in Worten, noch

Die Reaktion in Oesterreich feiert heute schon ihre Orgien. Die antikriegerischen Blätter werden ununterbrochen konfisziert. Die tschechischen Blätter sind vollständig eingeschüchtern; sie bringen die Note ohne jede Bemerkung.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus gab Ministerpräsident Graf Tisza gleich bei Beginn der Sitzung Erklärungen ab. Was die Monarchie verlange, sei nur, Serbien an die Pflichten des Nachbar zu erinnern, welchen Verpflichtungen sich kein Staat, auch Serbien nicht, entziehen könne. Die Monarchie habe sich zur Stellung einer kurzen Frist entschlossen, welche diese Fragen eine lange Erörterung nicht vertragen. Die Regierung wolle auf die Erwartung nicht verzichten, daß Serbien der Aufforderung Oesterreich-Ungarns Genüge leisten werde. Das Haus möge sich nicht verlegen, um dadurch nicht eine Erhöhung der Nervosität hervorzurufen. Dagegen ist er für eine Suspendierung der Beratungen nach Erledigung der derzeit zur Verhandlung stehenden Gehührendvorlage bis Dienstag, an welchem Tage man bereits vor vollendeten Tatsachen stehen werde. Das Haus, aus dem heraus Graf Andress die Ausführungen des Ministers unterstrich, beschloß demgemäß.

Ankündigung des Ausnahmezustandes für Oesterreich?

Nach Wiener Depeschen von heute ist die Regierung „entschlossen, jede staatsfeindliche Aeußerung oder Bewegung mit äußerster Strenge im Keime zu ersticken“. Sollten sich trotz der bereits getroffenen Verfügungen in Mährisch-Osttau die Demonstrationen der Tschechen gegen die Deutschen wiederholen, so wird sofort mit der Verhängung des Belagerungszustandes vorgegangen werden. Der Statthalter von Dalmatien, Graf Atems, ist von seinem Posten abberufen worden. An seiner Stelle soll die Berufung eines Militärregimentars bevorstehen. Was hat doch Cabour so richtig von Regieren mit dem Ausnahmezustand gesagt?

Eine Belgrader Regierungserklärung.

Das Belgrader Regierungsorgan „Sama-Urava“ veröffentlicht folgendes: „Der hiesige österreichisch-ungarische Gesandte v. Wiesel überreichte gestern abend um 6 Uhr dem Vertreter des Ministers des Aeußern, Patscha, eine Note seiner Regierung anlässlich der Ereignisse am Vidoban. Durch die Note, welche sehr schwere Bedingungen enthält, wird eine ganz kurze Frist für die Antwort belassen. Die Lage kann als sehr ernst und kritisch beurteilt werden.“ Die Note hat in serbischen Regierungskreisen vollkommen überrascht. Man hatte diesen Schritt Oesterreich-Ungarns absolut nicht erwartet. Am härtesten wird die Forderung empfunden, der Armee den vorgeschriebenen Tagesbefehl beizubringen. Die Garnison von Belgrad soll bereits Befehl erhalten haben, sich im Innern des Landes zu konzentrieren und die Hauptstadt preiszugeben. Nach den letzten Depeschen rät die Belgrader Presse der Regierung, sich nicht einschüchtern zu lassen und die Würde des Landes aufrecht zu erhalten. Einzelne Blätter schlagen einen besonders heftigen Ton an. Einige dieser Zeitungen wurden konfisziert. Andererseits habe sich die serbische Regierung sofort mit der russischen Regierung in Verbindung gesetzt und stehe in dauerndem telegraphischem Verkehr mit der russischen Hauptstadt. In allerletzter Stunde verlautet, daß die aufgelöste Skupschtina für den 26. Juli zu einer außerordentlichen Session einberufen sei und die Neuwahlen auf unbestimmte Zeit vertagt werden.

Rußlands Haltung.

Das Neutereche Bureau meldet gestern abend aus Petersburg: Der heutige Ministerrat dauerte vier Stunden. Man versichert, daß Rußland unverzüglich intervenieren und von Oesterreich-Ungarn verlangen wird, die Frist des Ultimatums hinauszuschieben, um der europäischen Diplomatie Zeit zu geben, ihren Einfluß geltend zu machen. Eine amtliche Mitteilung im Regierungsabblatt besagt, daß Rußland „nicht indifferent bleiben kann.“ Offiziös wird heute vormittag aus Petersburg berichtet, daß Rußland unverzüglich intervenieren und von Oesterreich-Ungarn verlangen wird, die Frist des Ultimatums hinauszuschieben, um der europäischen Diplomatie Zeit zu geben, ihren Einfluß geltend zu machen.

Italien als Vermittler?

Nach dem römischen Regierungsabblatt „Tribuna“ hat Italien bereits aktiv in Belgrad interveniert, indem es eine veröhnliche Haltung anempfahl. Es hat außerdem in Wien und Petersburg ähnliche Schritte unternommen. Italien hat auch versucht, Rumänien dazu zu bewegen, in Belgrad vorstellig zu werden und zur Ruhe zu raten. Die öffentliche Meinung Italiens gebe sich

in Laten Umwege zu machen. Er erzählte dem jungen Mann auf sein Befragen offen, was zwischen ihm und Herrn Mische passiert, wie der, nebenbei gesagt, halbtrunkene Eskeltmensch Lauriane verleumdet und dafür auf den Knien das junge Mädchen um Verzeihung gebeten.

(Fortsetzung folgt.)

Wedekinds Welt.

Zum 50. Geburtstag des Dichters.

Das Fleisch hat seinen eignen Geist. Wedekind, Ueber Erotik.

Aus schwereren persönlichen Pubertätserscheinungen ist das künstlerische Lebenswerk Franz Wedekinds erwachsen. Mit 50 Jahren noch sieht er die Welt, wie er sie mit 16 Jahren erblickt haben mochte. (Die literarischen Versuche des 17jährigen sind freilich von einer vergnügten lubenhafsten Geschlechtlichkeit erfüllt, aber es ist nur die produktive Unreife und Unselbstständigkeit, die ihn für das gespenstische Krausen seiner Gesichte noch nicht den gestaltenden Stil finden, nicht einmal den Inhalt seiner wirklichen Vorstellungen als dichterischen Stoff wählen ließ.) Ernste, grüblerische, im Innersten sittlich wahrhaftige Anaben und Mädchen pflegen in der drängenden Unrast der dämmernden Geschlechtsreife das erotische Getriebe, das ihnen Legitimität und soziales Elend entgegenstarrt, als die Frauenscheiden einer ewigen Walpurgisnacht zu empfinden. Dieses ursprüngliche Gefühl beherrscht das ganze literarische Dasein Wedekinds, seine sittliche Anschauung, sein stoffliches Interesse und nicht zum mindesten seinen künstlerischen Stil. Es hat einen sonderbaren geheimnisvollen Reiz, zu erforschen, wie die künstlerische Form, zu der sich der Dichter durchrang, bei aller bewußten Reife und Fertigkeit doch ganz in der ebenso primitiven wie elementaren Anschauung verblieben ist, in diesem Stil des Begreifens, Stöhnens, Wildflüchtigen, nächtlich-schlaflos Ueberhitzten, Sichselbststrebenden, Bruchstückhaften, der die Ergebnisse der Pubertät in der Wirklichkeit gestaltet. Wenn Wedekind diesem Stil des eindringlich gesteigerten Fragmentarischen, in dem das Zufällige zum logischen Schicksal wird, zu entrichten sucht, wie in der nach beruhigterer Form strebenden letzten Revidierung Simfon und Delila, wird er leicht zum bloßen Epigonen klassischer Sprache. Der erotische Spul des erwachenden Jünglings bestimmt die

Rechenhaft von der schweren Gefahr, welche die allserbische Propaganda und die allserbische Bewegung für Oesterreich-Ungarn darstellen, und finde es demgemäß gerecht, daß Serbien die beruhigendsten Zusicherungen geben könne und müsse.

Die Rüstungen in Serbien und Oesterreich.

Eine halbamtliche Meldung aus Wien besagt, die österreichische Regierung wolle, falls Serbien die Note nicht beantwortete, noch in der Nacht zum Sonntag den Mobilmachungsbehehl anschlagen und 350 000 Mann gegen Serbien und Montenegro schicken. Das wird sich wohl nicht so ohne weiteres machen lassen, denn das ganze stehende Heer Oesterreichs hat ja nur eine Stärke von 398 943 Mann. Daß freilich Serbien, wenn ihm niemand hilft, das Ringen mit Oesterreich bald aufgeben müßte, zeigt folgende Aufstellung:

Table with 3 columns: Category, Oesterreich-Ungarn, Serbien. Rows include Stehendes Heer, Reserve, Landwehr erstes Aufgebot, zweites, Ersatzreserven.

Den 403 842 serbischen Soldaten stehen also 2 330 000 österreichisch-ungarische Soldaten gegenüber, auch wenn man die etwa 60 000 Montenegroer dazurechnet, bleibt eine erdrückende Uebermacht auf Seite Oesterreichs. Daher erklärt sich wohl auch der „begeisterte Helbenmut“, von dem angeblich ganz Oesterreich erfüllt ist. Man höre nur folgendes Telegramm:

Als auf der Badener Rennbahn die Musikkapelle des Prinzen Eugen Lied anstimmte, entblöhten die Tausende von Zuschauern ihre Häupter und sangen das Lied mit, das sich immer mehr zum Kampflied der Oesterreicher entwickelte. Es wurden zum Schluß stürmische Hochrufe auf Kaiser Franz Joseph ausgedrückt.

Wer das Publikum der Badener Rennbahn kennt, mag sich seinen Vers dazu machen. Es ist sehr fraglich, ob die Herren der Hochfinanz die dort verkehren, die Damen der ganzen und der halben Welt und ihre Ritter die Leute dazu wären, nach dem Muster des Prinzen Eugen „wiederkriegende Stadt und Festung Belgrad“ Ernst zu nehmen ist schon die Meldung, daß einberufene Reservisten bereits mit allen Jügen in großen Massen in Wien eintröffen, um alsbald weiter befördert zu werden. Oesterreichische Beamte, die erst unlängst mit längerem Urlaub in bayerischen Wäldern und Sommerfrischen eingetroffen sind, erhielten der „Post.“ zufolge, telegraphisch Order, sofort heimzukehren.

Die Börse als Barometer.

Kamentlich die Börsen der östlichen Hauptstädte beantworteten die österreichische Drohnote durch einen starken Fall aller Werte. In Konstantinopel wurde die Börse direkt geschlossen. In der ungarischen Hauptstadt hat der Börsenrat die Abhaltung jeden Privatverkehrs unter Androhung der Ausschließung der teilnehmenden Börsenmitglieder verboten und die Polizei um Aufhebung jeder zweifelhaften Zusammenkunft ersucht. Das Verbot erfolgte, um den Börsenverkehr vor Kurstreibereien in der erregten Situation zu bewahren.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

Der freisinnige Sieg in Labiau-Wehlan

hat die Berliner Scharfmacher-„Post“ in eine maßlose Wut verlegt. Daß die tote Stichwahlhilfe so rückhaltlos gewährt worden ist, zeige, wie man den Bürgermeister von Labiau bewerte. „Ist er auch nicht Halbsozialist, so scheint er doch im Genossenlager überall einen so vorteilhaften Eindruck hervorgerufen zu haben, daß die Partei des Umsturzes mit seiner Entsendung in den Reichstag auch eine gleichzeitige Förderung der eigenen Interessen erblickt. Solch anerkennendes Zeugnis, wie sie in der sozialdemokratischen Stichwahlparole: „Jede Stimme für den Freisinnsmann!“ liegt, sollte doch in jedem bürgerlichen Reichstagsabgeordneten die gemischtesten Gefühle hervorrufen. Der Freisinn allerdings pflegt in allen derartigen Fällen eine robuste Tradition, die es uns mitunter schwer macht, zwischen einem Genossen und einem Helfershelfer zu entscheiden.“ Aus eigener Kraft könnte der Freisinn nichts, mit fremder Hilfe sei er zur drittstärksten Fraktion des Reichstages geworden.

Weltanschauung und die Kunst des Mannes. Aber indem der jugendliche Affekt durch die Erfahrung der Jahre verdrängt wird, ohne innerlich erledigt zu sein, erwächst aus diesem Konflikt jene Tragikomik erotischer Lebensansicht, die Wedekinds Kunst beherrscht, und die furchtbare Krankheit, die das geschlechtliche Leben unserer Zeit erfüllt, diese Verderbnis, Verschmutzung des lebenszeugenden Triebes des Menschen, diese tausendfältige soziale Hemmung der reinen und starken Sinnlichkeit findet in Wedekind trotz aller frampfigen Verzerrung und satanischer Ueberhebung ihren stärksten Bildner, der auf der Bühne zum Agitator seiner Sehnsucht nach Befreiung und Gesundung wird.

Im Zwang der Schule wird Wedekind zuerst das unlösbare Problem fühlbar. Immer und überall wird die natürlich menschliche Sinnlichkeit bedrängt, entweicht, verstämmelt. In der frischen, noch unbedürfteten Komödie, die der Fünfundzwanzigjährige schrieb, „Die junge Welt“, tummelt sich im Vorpiel die anmutige Schar junger Schulmädels, die einen Bund zur Emanzipation von ihrer Geschlechtlichkeit gründen und die — herangewachsen — durch bunte Freirungen den Weg zu ihrem Weibrecht finden. Ein Jahr darauf wirft er die geniale Anabentragedie „Frühlings Erwachen“ in die stumm und achlos bleibende Welt; es bedurfte fast zwei Jahrzehnte, bis dieses ganz urplötzlich, inhaltlich ohne jedes Vorbild erwachsene, literarisch wohl von Georg Büchner beeinflusste, explosive Werk das deutsche Publikum zu interessieren begann. Es begründet die Dauer Wedekinds und ist nur einmal noch in seinem reichen Schaffen übertroffen worden, in dem Nothyrum des „Königs Nikolo“ (zuerst „So ist das Leben“ betitelt).

Nach der Schule wird für Wedekind das Kabarett, der Zirkus, der Simpplissimus bestimmend. Er greift zur Laute und singt im Wankelgänger-ton frech melancholische Moritaten und ungemein wichtige und kräftige politische Satiren. „Der Zoologe von Berlin“ ist die derbste und lustigste Verspottung der Majestätsbeleidigungen. Die soziale Hyrie bleibt ihm nicht fremd; er findet einen natürlicheren Volkston wie die meisten anderen, bisweilen möchte man glauben, etwas vom alten Lenoren — Bürger, werde wieder wach. Spricht die Mutter zur Tochter:

Sieh, mein Herzblatt, den grünen Wald, drin der Vögel Gezwitscher erschallt; wie das so lieblich ist anguschamm! Hast du kein Geld für das mozzige Brot, dir sind alle die Vögeln tot, und der Wald ist ein schrecklich Grauen!

Wenn es auch richtig ist, daß der Freisinn fast seine ganze parlamentarische Stellung der Wahlunterstützung der übrigen Linken verdankt, so weiß die „Post“ doch ebenso gut, daß deshalb aus den Müller-Reinigen und Fischel noch lange keine Revolutionäre werden. Der Freisinn ist und bleibt ein halber Rotbeißer.

Die Hag gegen die Arbeiterturnsache.

Auch der Gemeindevorsteher der Gemeinde Neumühlen-Dietrichsdorf bei Kiel hat von der Regierung in Schleswig die Aufforderung erhalten, der Neumühlen-Dietrichsdorfer Abteilung des Kieler Turn- und Wanderklubs die Erlaubnis zur Benutzung der Gemeinde-Turnhalle zu entziehen, weil die Leiter des Klubs nicht im Besitze eines Unterrichtslaubenscheines für den Unterricht an Schulpflichtige sind, wie es die alten Verordnungen von 1834 und 1839 fordern. Daß die Regierung nachte Willkürpolitik gegen die Arbeiterturnsache betreibt, hat sie selbst durch ihr Verhalten zugegeben. Der Kieler Turn- und Wanderklub hatte bei der Regierung angefragt, ob sie bereit sei, seinen Turnbetrieb mit der Unterrichtslaubensausstattung, wenn der Verein einen der Regierung genehmen, mit den staatlichen Qualifikationen versehenen Schulmann als obersten Leiter in den Verein einzusetzen werde. Die Regierung hat das abgelehnt, trotzdem bemerkt sie jetzt die fehlende Unterrichtslaubensausstattung, um dem Verein die Turnhalle abzutreiben. Während der Magistrat der Stadt Kiel dem Turn- und Wanderklub die Benutzung der Schulturnhallen verboten hat, ohne erst einen Beschluß der städtischen Kollegien herbeizuführen, was nach der Städteordnung seine Pflicht war, hat der Gemeindevorsteher von Neumühlen-Dietrichsdorf die Angelegenheit der Gemeindevertretung unterbreitet. Diese hat sich am Mittwoch in einer Sitzung mit einem Antrage des Gemeindevorstehers beschäftigt, dem Turn- und Wanderklub die Benutzung der Gemeinde-Turnhalle zu verbieten. Die Vertretung hat aber keinen Beschluß gefaßt, sondern die Angelegenheit noch einmal vertagt. Das Vorgehen der Regierung ist auch ein brutales Eingreifen in die Selbstverwaltung der Gemeinde.

Kleine politische Nachrichten.

Einer Meldung aus Braunschweig zufolge hat die herzogliche Kammer das Waldverbot, das sich gegen die von der Arbeiterschaft veranstalteten Ausflüge von Schulkindern nach dem Wald richtete, jetzt aufgehoben.

In der bayerischen Kammer haben unsere Genossen eine Interpellation eingebracht, in der die Regierung gefragt wird, wie sie beim Vollzuge des neuen Erlasses über die Befreiung des freireligiösen Unterrichts die Gewissensfreiheit der keiner Konfession angehörigen Schüler und ihrer Erziehungsberechtigten zu schützen gedenke. Die Begründung der Interpellation betont, der Regierungsbefehl habe die größte Beunruhigung hervorgerufen, da dieser nach der Auffassung vieler Volkstreu gegen die in der Verfassungsurkunde gewährte Gewissensfreiheit verstoße. Bei der Beratung des Eisenbahnetats in der bayerischen Abgeordnetenkammer trat am Freitag das Zentrum für die Einführung der vierten Wagenklasse auch in Bayern ein, nachdem sich bereits am Donnerstag der liberale Redner dafür ausgesprochen hatte. Der Redner der Sozialdemokratie wandte sich natürlich gegen diese Neuerung ganz entschieden, die lediglich eine Verteuerung des Fahrpreises der dritten Wagenklasse bedeutet.

England.

Die Homerule-Konferenz ist gescheitert.

Premierminister Asquith teilte im Unterhause mit, die Homerule-Konferenz habe die Möglichkeit erwogen, gewisse Gebiete abzugrenzen, die von den Bestimmungen der Homerule-Bill ausgeschlossen werden sollen, sei aber nicht imstande, im Prinzip oder in Einzelheiten darüber eine Einigung zu erzielen und habe ihre Beratungen geschlossen. Der Sprecher als Vorsitzender habe dem König darüber Mitteilung gemacht. Asquith fügte hinzu, die zweite Lesung der Ergänzungsbill werde am 28. Juli stattfinden. Das Haus vertagte sich darauf in großer Erregung.

Aus London wird uns dazu geschrieben: Es ist klar, daß Herr Asquith den höchsten Einflüssen nicht den genügenden Widerstand entgegenzusetzen vermag, und man kann nicht voraussehen, wie weit er sich noch von ihnen beeinflussen lassen wird. Aber andererseits wird wohl auch Georg V. etwas in diesen Tagen gelernt haben. Hätte Herr Asquith, der sich auf eine ergebene Wehrheit im Unterhause stützen kann, nicht so vollständig die Verantwortung für alles übernommen, dann hätte der König die wahre Gesinnung der Volksmassen der Monarchie gegenüber viel deutlicher zu hören bekommen als ihm lieb gewesen wäre. So aber kann noch alles harmlos verlaufen und die Episode bald vergessen sein, wenn er sich fortan bescheidener und vernünftiger benimmt.

Weld ist Schönheit! Mit recht viel Geld
nimmt dir den Mann, der dir wohlgefällt,
keinen häßlichen, keinen alten.
Steh, der Reichen Hände, wie wohl!
Wissen nichts von Frost und von Schweiß;
haben keine Schwefeln noch Fasten.

Im Circus feiert ihn das Gewimmel abenteuerlicher Gestalten, das Lobgefäße von der bürgerlichen Ordnung, das brutal Triebhafte, die verwegene, hemmungslose Kraft. Er erkennt den echten volkstümlichen Humor in den Clownspossen, und in den wirksamen, aber platten Possen wie dem „Liebestranke“ bringt er den Zirkusgeist auf die Bühne. Er tritt in den Kreis des „Simplissimus“, der eben begründet war. Ihm graut vor der Verunsicherung der Witze und Karikaturisten; in „Casha“, einer seiner schwächsten, nichtlos und bewußtlos geschäftigen — die dumme Verdrängung Björnsons! — Arbeiten rechnet er später mit dieser Episode ab.

Sein Kampf um Befreiung und Reinigung des Erotischen gewinnt eine besondere Färbung dadurch, daß der Dichter sich verkannt und verfolgt sieht. Sittenpolizeiliche Vornormiertheit und gerichtliche Besorgnis quälte ihn. Die Zensur schikaniert ihn, auch nachdem er sich endlich durchgesetzt und den Verlust des Verdrängten erworben hat. Noch schlimmer steht ihm eine Gefolgschaft zu, die nur das Erotische liebt und die nicht den schwerblütigen, im Tiefsten un sinnlichen Gräber erfaßt. Als im Herbst 1898 Webedind „Erbeist“ zum erstenmal öffentlich im Münchener Schauspielhaus aufgeführt wurde, schrieb einer, der selbst ein Dichter ist, in einer angesehenen literarischen Zeitschrift: „Der geringe (wohl Freunde-) Applaus wurde am Ende dieser „Tragödie“ durch Laus und pfeifende Schlägel erdrückt. Es war in der Tat eine Grausamkeit des Publikums, daß es die Schauspieler nicht früher ihrer traurigen Pflicht entband; ihr mahnendes und unsicheres Spiel war eine fortwährende Witte darum. Nur der Autor, der die männliche Hauptrolle gab, hielt sich heldenmütig. Man nennt das Stolz verrückt. Das ist es. Aber etwa ein genialer Erzhög? Leider nein! Eine langweilige Reihe blöder Blattheiten. Im Mittelpunkt steht eine Frauengestalt, die Webedind einem Großen nachgestumpert hat, ein Kana-Charakter.“ Das war vor 15 Jahren. Aber schlimmer noch ist das heutige Lobgedicht, das auch das Schwächste als die höchste Offenbarung beschwagt, die Bedeutung und die Be-

Nur die Konservativen freuen sich. Ihnen wird die Königsrede bei den nächsten Wahlen gute Dienste leisten. Werden sie sich doch darauf berufen können, daß ihr Geschrei vom Bürgerkrieg nicht reiner Unfuss war, zumal auch der König es ernst genommen. Andererseits werden sie den Vorwurf zurückweisen können, daß sie sich auf die Seite des Königs gegen das Parlament gestellt haben, denn der Ministerpräsident selber hat ja die volle Verantwortung für das Verhalten des Königs übernommen.

Rußland.

Der politische Streik.

In Petersburg hat man jetzt alle verfügbaren Truppen aufmarschieren lassen, um die Strahledemonstrationen zu verhindern und die „Ruhe wiederherzustellen“. Daß sich bei den Demonstrationen viele frühere Soldaten befinden müssen, geht aus einer Meldung hervor, wonach einzelne Straßen ganz funktionsgerecht mit einem „Drahtverhau“ abgesperrt waren, wie es die Pioniere aufzurichten lernen. Zu einer Straßenschlacht kam es zwischen Streikenden und arbeitswilligen Arbeiterinnen einer Garnfabrik. Ein Schuhmann, der einschreiten wollte, wurde halb totgeschlagen. Am 24. Juli stand nachmittags wieder der gesamte Trambahnverkehr still infolge eines Brandes in der elektrischen Zentrale. Im Bezirk Schlüsselburg wurden einzelne Häden demoliert, deren Inhaber vermutlich auf Streikende geschossen haben. Die Polizei unterdrückte jegliche Ansammlung in den Straßen, sie konnte aber nicht verhindern, daß am Freitag abend eine Versammlung auf freiem Felde außerhalb von Petersburg stattfand, an der 8000 bis 10 000 Personen teilnahmen.

In Wibau ruht der gesamte Hafenverkehr. Die Hafenarbeiter sind in den Ausstand getreten. Sie verlangen eine Besserung ihrer materiellen Lage.

Italien.

Die Bestrafung der Eisenbahner.

Aus Italien wird uns geschrieben: Am 20. Juli sind endlich die Maßnahmen bekannt gegeben worden, die die Regierung gegen die Eisenbahner ergreifen will, die sich an der Proteststreikbewegung vom vorigen Juni beteiligt haben. Nicht weniger als 48 Eisenbahner werden des Dienstes entlassen und weitere 880 werden in die nächste Rang- und Gehaltsstufe zurückversetzt. Die geringeren Strafen bestehen in einer Verzögerung des Aufstiegs in die höhere Gehaltsstufe und in Suspendierung vom Dienst auf 8 bis 14 Tage. Unter den Gemahregelten befinden sich auch zwei Mitglieder des Syndikats, die im Zentralkomitee sich haben. In Eisenbahnerkreisen haben die Maßnahmen begriffliche Aufregung hervorgerufen. Das Syndikat hatte bekanntlich für den Fall von Wahrgeregungen den Generalstreik angedroht und glaubte auch der Solidarität der anderen Organisationen sicher zu sein. Diese Drohung hatte offenbar den Zweck, die Regierung einzuschüchtern. Da nun aber die Regierung trotzdem die Maßnahmen angewendet hat, zu denen sie das Gesetz berechtigt, gestaltet sich die Lage des Zentralkomitees des Syndikats außerordentlich schwierig. Löst es die Drohung nicht ein, so erschüttert es seine Autorität in empfindlicher Weise. Macht es dagegen die Generalstreikdrohung nur deshalb wahr, weil es sein Wort einlösen will, so riskiert es, einen ungünstigen Zeitpunkt zu wählen und eine zum Misserfolg vorbestimmte Bewegung heraufzubeschwören. Ungünstig erscheint der Zeitpunkt jetzt insofern, als die Regierung vorbereitet ist und durch Einberufung eines Jahrganges von Reservisten etwaigen Unruhen sehr gut Front machen könnte. Ungünstig erscheint er auch deshalb, weil die Massen keine große Streiklust zeigen. Bis jetzt hat die Leitung des Syndikats bei der Konföderation der Arbeit und bei der sozialistischen Landeszentrale Schritte getan, um sich ihrer Solidarität zu versichern. Das Resultat war aber nicht das gewünschte: die Konföderation will von einem neuen Generalstreik nichts wissen und die „Unione Sindacale“ will ihn nur auf 24 Stunden proklamieren. Die öffentliche Meinung ist durch die Drohung eines Eisenbahnerstreiks sehr beunruhigt. Zweifelloß hätte die Regierung durch ein milderes Vorgehen diese neue Beunruhigung und Erschütterung des Landes verhindern können. Salandra legt aber offenbar Wert darauf, als Mann mit der eisernen Faust zu gelten.

Der Vorstand der italienischen Partei hat in der folgenden Tagesordnung zu dem Konflikt zwischen Eisenbahnern und Regierung Stellung genommen: „Angeichts der draconischen Strafen, die die Generaldirektion der Staatsbahnen über die Eisenbahner verhängt hat, die sich an dem Proteststreik vom vorigen Juni beteiligt haben, macht der Vorstand der sozialistischen Partei die Sozialisten und das Proletariat Italiens auf das hinterhältige und reaktionäre Verhalten des heutigen Kabinetts aufmerksam, das, solange die Kammer offen war, größte Milde versprach, und jetzt

grenzung dieser Erscheinung, die zwar die gesamte deutsche Bühnenliteratur der Gegenwart an Originalität und hochgepanntem Willen hinter sich läßt, die aber doch nur ein Torso ist, der in den Zergerbilden seiner Welt das Leid eines Menschen überpersönlich stammelt, nicht aber das Schicksal der Menschheit formt.

Die Größe des Torso heißt Achtung. Es ist eine wilde Kraft in dieser Einseitigkeit und Verengung. Wenn Webedind im Hochstapler einen weitzolleren Menschen sieht als den Philister, wenn er den Triumph des Geschlechts bis zu den letzten Paradoxen und Delirien verkündet, in Fäulnis und Zerstörung selbst die göttliche Kraft verehrt — das Werdell wird zu einem häßlichen Paradies, der Mädchenhändler zu einem Verbreiter —; wenn er — Die Büchse der Pandora — dem „Auch des Unnatürlichen“ ein menschlicher Anwalt wird, und die Unerträglichkeit des Liebes erst mit dem Messer Jads des Aufschüthers stillt; oder wenn er in Sibilla in krausen Menschenschattungen mit tragischer Selbstverpottung rumort — so sind das alles nur leidenschaftliche Neuerungen einer verzweifeltsten Sehnsucht nach einer gereinigten und natürlichen, kindhaften Welt; eine Sehnsucht, die so stark und naiv ist, daß die ausdeweifende Wüstlings- und Dirnenfahrt schiefer im Gartenlaubenidyll endigen möchte (französisch).

So wird Webedind im erotischen Prophetentum auf seine Art aus einem sozialen Ankläger zu einem sozialen Erneuerer, in der Sprache und Form einer Kunst, die die vollkommene Herrschaft über den Stoff nie ganz erreicht.

Die sechs schönen Bände, in denen jetzt der Münchener Verlag von Georg Müller den Ertrag einer 25jährigen Schriftstellertätigkeit zusammenfaßt, enthalten eine bewunderungswürdige Fülle von Gestalten und Gesichten, die aus innerem, redlichem und trotzigem Drang geschaffen, in Hieroglyphen, in heiligen Zeichen einer utopischen, eigenwilligen Kunst wie mit den Lauten einer fremden Sprache gleichwohl ein Stills unserer Welt zum Reden bringen.

Der Dichter freilich, der mit 50 Jahren sich von lärmender Berühmtheit geschäftig umringt sieht, gehört in die tragische Reihe jener innerlich Gehehen, Unsteten, Wesenslosen, die durch ihre Kunst, wie sie sich selber nicht zu befreien vermochten, auch die Menschheit nicht über sich erheben.

Rudi Eisner

mit äußerster Strenge vorgegangen ist, unter Hintansetzung jeder juristischen und menschlichen Billigkeit und ohne die Bestraften auch nur vorher zu hören. Der Parteivorstand spricht den Opfern der Tyrannei des Staates als Protestern seine volle Solidarität aus, fordert die Parteifunktionen auf, den Eisenbahnern in greifbarer Form ihre Sympathie zu bezeugen und behält sich, je nach der Entwicklung der Ereignisse, weitere Beschlusfassungen vor.

Eine Reservistenrevolte in Forli.

L. e. Trotz des Schweigens der bürgerlichen Blätter erfährt man, wenn auch mit Verspätung, von einer ersten Revolte, die in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli in Forli in der Romagna stattgefunden hat. Unter den Reservisten, die sämtlich aus den Städten der Romagna kamen, hatte sich das Gerücht verbreitet, daß sie demnächst nach Albanien geschickt werden würden. In der Nacht zum 19. wurden sie nun geweckt, um nach Padua zu fahren. Da die Reservisten überzeugt waren, daß man sie nach Albanien schicken wollte, weigerten sie sich, sich reisefertig zu machen, und forderten, daß man ihnen die Zeit gebe, sich von ihren Familien zu verabschieden. Als die Offiziere erschienen, wurden sie mit dem Rufe empfangen: „Es lebe die Republik! Nieder der Krieger!“ Nach den Aussagen der Militärbehörden soll die Sache hierbei ihr Bewenden gehabt haben. Nach den Nachrichten aber, die die Reservisten ihren Familien zukommen ließen, hätten die Offiziere die unruhigsten Reservisten gepackt, um sie gewaltsam zum Gehorsam zu bringen. Darauf hätten die übrigen versucht, in die Waffenkammer zu bringen, um sich zu bewaffnen. Es gelang ihnen aber nicht, die Türe zu sprengen. Auf die Offiziere wären Kommisbrote, Suppennapfe und was den Reservisten sonst unter die Hände kam, geschleudert worden, so daß sie sich schließlich zurückziehen mußten. Dann wurden Alpenjäger mit aufgespanntem Bajonett gegen die Reservisten geschickt. Die Alpenjäger erklärten den Meuternden das Mißverständnis, so daß die Ruhe wieder hergestellt wurde und die Abreise nach Padua erfolgen konnte. Als der Zug abfuhr, erkönte aus vielen Reihen der Ruf: „Es lebe die Revolution! Nieder der Krieger!“ Nicht Reservisten sind in das Militärgefängnis überführt worden. — Ob wohl die italienische Regierung die sich immer mehr häufenden Zeichen zu deuten verstehen wird?

Kleine politische Auslandsnachrichten.

Albanien. Einer Meldung aus Rom zufolge, soll die Abberufung der holländischen Offiziere unmittelbar bevorstehen. Ein österreichisches und ein englisches Schiff haben ihren Ankerplatz näher an den Hafen von Durazzo verlegt.

Bulgarien. Nachdem Rumänien die Unterzeichnung der letzten Grenzverträge durch fremde Militärattachés abgelehnt hatte, einigten sich jetzt, wie der „Freie Tag“ aus Sofia gemeldet wird, beide Parteien auf eine Untersuchung durch eine gemischte Militärkommission. Außer den bereits angenommenen Maßnahmen wurde beiderseits vereinbart, die bisherigen Grenztruppen durch neue zu ersetzen.

Mexiko. Der Schlächter Guerta hat bekanntlich sein teures Vaterland verlassen und Kreditbriefen in Höhe von 10 Millionen in der Tasche. Wie man jetzt hört, hat er das Geld von einer Baumwollkompanie in Californien erhalten, an der die Rothschild's beteiligt sind. Mehr wie 100 000 Acres Regierungsland soll Guerta für einen Pappenstiel verkauft und die Differenz eingestreckt haben.

Saiti. Die Städte Vimonade und Quartier Morin, die von Aufständischen geräumt wurden, sind von den Truppen wieder in Besitz genommen worden. Der Kampf dauert fort.

Arbeiter- und Angestelltenbewegung.

Von der Textilarbeiterausperrung in der Riederlauff.

Die Unternehmer in Forst werden sahnensüchtig. 4 Betriebe, 3 Webereien und eine Appreturanstalt, die alle vier ausgesperrt hatten, haben die Arbeit wieder aufnehmen lassen. Zwei Webereien, Ritter und Fritz Rommel, haben, um ihre Weber wieder einstellen zu können, alle Weber als Musterweber beim Unternehmerverbande beigesteuert. Die Firma Klinker-Jork ließ ihre Weber arbeiten, indem sie ihnen sagte, wenn man sie frage, sollten sie sagen, sie arbeiteten auf eigene Verantwortung. Die Appreturanstalt Schöpfer & König, meldeten ihre sämtlichen Arbeiter als Oberarbeiter an. Auch aus anderen Orten wird gemeldet, daß eine Anzahl kleiner Betriebe, die mit ausgesperrt haben, jetzt wieder arbeiten lassen. Es scheint, als wenn diese Betriebe auf Umwegen versuchen, den Aussperrungsbeschlus der Unternehmer zu hintergehen. Das würde darauf hindeuten, daß die Aussperrung besonders den kleinen Unternehmern außerordentlich unangenehm ist.

In Guben fand am Donnerstagabend eine Riesenversammlung der Arbeiter und Geschäftsleute statt. Der Lindengarten war vollständig gefüllt. Der Reichstagsabg. Krähig und der 2. Vorsitzende des Textilarbeiterverbandes, Genosse Köffel aus Berlin, referierten. Die Versammlung beschloß einstimmig, daß die Forderungen der Forster Walker berechtigt seien und daß es eine Unwahrheit sei, wenn die bürgerliche Presse behauptete, die Arbeiter seien empört über die Forster Walker. Empörung herrscht nur gegen die Unternehmer, die durch ihre Aussperrung nicht nur die Arbeiter, sondern auch die ganze Geschäftswelt in den Aussperrungsorten schwer geschädigt haben.

Verhandlungen sind von drei Seiten angebahnt, erstens vom Hirsch-Dunderschen Gewerbeverein, zweitens von den Wolllieferanten und drittens von den Behörden. Welchen Verlauf diese nehmen werden, steht noch nicht fest. Von den Einigungsversuchen des Herrn Magistratsrats von Schulz verlautet bisher nichts weiter. Die Unternehmer erklären, von ihnen nichts zu wissen.

Unternehmerterrorismus gegen Angestellte.

Vor einiger Zeit wurde unter dem Namen „Chemotechnische Vereinigung“ eine neue Angestelltenorganisation gegründet, die sich die Organisation der nicht akademisch gebildeten Chemiker zum Ziel gesetzt hat. Dies veranlaßte die größte chemische Fabrik des Rheinlandes, die bekannte Unternehmung von Bayer in Leverkusen, schleunigst einen gelben Laborantenverein zu gründen und dessen Entwicklung durch den nötigen Terrorismus sicherzustellen. Ein Mitglied der Chemotechnischen Vereinigung wollte dem gelben Verein unter keinen Umständen beitreten, selbst dann nicht, als ihm wegen Ungehorsams eine Geldstrafe auferlegt wurde. Die Folge war, daß er von seinen gelben „Kollegen“ entsprechend behandelt und schließlich von seiner Firma hinausgeworfen wurde. Ein geeigneter Vorwand war bald gefunden. Der Unglückliche hat nämlich das Recht gehabt, bei seinen Bemühungen um eine andere Stelle auf eine Chiffreannonce seiner eigenen Firma here zu fallen. Das war allerdings schon im Mai, und damals wurden ihm bessere Arbeit und Gehaltszulage zum 1. Juli versprochen. Aber jetzt hat er in der Kölner Ortsgruppe der Chemotechnischen Vereinigung einen Vortrag über „Gelbe Vereine“ halten lassen, und da erkannte die Firma plötzlich, daß er nicht genügend Interesse für das Geschäft habe. . . .

Wirtschaftliche Wochenschau

Zigarettenmonopol?

Schon seit einiger Zeit ist es bekannt, daß das Reichsfinanzamt mit einer neuen „Finanzreform“ schwanger geht. Als der jetzige Schatzsekretär Kühn sein Amt übernommen hat, wurde ihm von seinem Vorgänger Bermuth ausgerechnet, daß für die neuen Rüstungsausgaben keine Deckung vorhanden sei. Nun war damals die Wirtschaftslage günstig, die wirklichen Einnahmen überstiegen die Budgetvoranschläge. Obgleich man schon aus den früheren Jahren die Erfahrung machen konnte, daß auf die fetten Jahre bald magere kommen müssen, wurden die neuen Rüstungsausgaben ohne genügende Deckung auf Kosten der Ueberschüsse gemacht. So waren diese bald aufgebraucht. Dazu kam noch die gewaltige Heeresvermehrung von 1912. Die Regierung rechnete mit weit höheren Beträgen aus dem „Wehrbeitrag“ und machte Ausgaben in der Summe von 1200 Millionen, während die Einnahmen kaum 1000 Millionen ergeben werden. Um die fortwährend steigenden Rüstungsausgaben wenn nicht zu rechtfertigen, so wenigstens in ihrer finanziellen Bedeutung abzuwehren, suchte man die Kapitalkraft Deutschlands, seine „Steuerreserven“ hoch einzuschätzen. Andererseits aber verstanden es die Agrarier, sich von der Wehrsteuer zu drücken, so daß ihr Gesamtertrag eine schwere Enttäuschung gebracht hat. Dazu kam, daß sich inzwischen die Konjunktur geändert hat. Aus Ueberschüssen sind zum Teil Fehlerträge geworden. So glaubte man 1913/14 721,5 Millionen aus Pöllen zu erhalten, hat aber nur 671,8 Millionen eingenommen. . . . Das kommende Jahr 1914/15 wird sicherlich noch höhere Ausfälle bringen. Also müssen neue Steuern geschaffen, die Reichsfinanzen saniert werden. Seit 1906 ist es die vierte „Finanzreform“. In acht Jahren vier Sanierungen. Bei einer Privatgesellschaft würde man mit Recht in solchem Falle von Bankrott sprechen; das Reich soll aber noch Steuerreserven haben, verkünden die Flottenvereinsprofessoren von Schläge eines Volk. Sehen wir zu, was man darunter versteht.

Natürlich kommen für die Regierung nur indirekte Steuern in Betracht: die Maffen und nicht die oberen Schichten bilden die Steuerquelle, an die man denkt. Obgleich die Rüstungsausgaben zugunsten der herrschenden Klassen gemacht werden, glauben diese mit der Milliardenwehrexner alles getan zu haben und wollen keinen Pfennig mehr geben. Und doch haben in Wirklichkeit die indirekten Steuern in den letzten fünf Jahren weit mehr als eine Milliarde über den früheren Betrag geliefert. Die Einnahmen des Reiches aus Steuern und Pöllen betragen 1908 1,2 Milliarden Mark und 1909/13 1,57 Milliarden Mark, d. h. jährlich um 0,45 Milliarden Mark oder insgesamt um 2,25 Milliarden Mark mehr, als sie auf Grund des Ertrages von 1908 stellen müssen. Aus indirekten Steuern wurde also mehr als doppelt so viel entnommen als aus der famosen Wehrsteuer. Warum soll das Volk wiederum gebrandschmägt werden? Warum soll denn aus der verzerrten und wertlosen Vermögenszuwachssteuer nicht eine regelrechte und ertragsfähige Vermögenssteuer werden?

Seit einiger Zeit wird unter den Zigarettenproduzenten eine eifrige Agitation gegen den amerikanischen Zigarettenruß getrieben. Der Abzug von Zigaretten und Zigaretten fordert große Reklame, die der kapitalmächtige Trust besser als die kleinen und mittleren Produzenten fertig bringt. Außerdem produziert er in großen Betrieben und mit guten Maschinen und deshalb auch billiger. Diese Vorteile des Trusts suchen seine Gegner durch eine eifrige Agitation gegen die Trustsgefahr wettzumachen, indem sie die Abneigung der Bevölkerung gegen die Trustherrschaft und die patriotischen Gefühle (es handele sich doch um einen fremden Trust, nicht um unsere „einheimischen“ Kartelle) zu befeuern suchen. Auch die Reichsregierung hat sich der Sache angenommen. Nicht aber, um den bedrückten Produzenten zu Hilfe zu kommen, sondern um in eigenem Fiskalinteresse die von den Fabrikanten aufgestachelte „patriotische Begeisterung“ auszunutzen. Sie soll nun die Absicht haben, die Zigarettenproduktion zu monopolisieren. Zunächst glaubt sie, daß die Trustsgefahr den Widerstand der Produzenten gebrochen habe. Dann würden die bürgerlichen Parteien aus Angst vor einer direkten Vermögenssteuer für ein solches Monopol eintreten. Die Sozialdemokratie wird natürlich dagegen sein, dafür hofft die Regierung auf die Mitarbeit desentrums, das mit dem Zigaretten Trust nicht ebenso wie mit dem Diltrust verschwägert ist.

Zigarettenmonopole kennen Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn und Japan. Die Erträge sind überall sehr bedeutend. So z. B. in Frankreich, pro Kopf der Bevölkerung berechnet, um fünfmal mehr als in Deutschland. Daher lehrt die Reichs-

regierung immer wieder zum Projekt des Tabakmonopols zurück, das schon den Norddeutschen Bund beschäftigt hat. Allein die Zahl der Tabakfabrikanten ist sehr groß. Noch größer ist aber die Zahl der Zigarren- und Zigarettenläden, und diese Interessenten bilden einen großen Teil der bürgerlichen Wähler, auf die man schon Rücksicht nehmen muß. Daher sind alle Tabakmonopolprojekte gescheitert. Wie steht es nun jetzt?

Die Zahl der deutschen Fabriken, die Zigaretten herstellen, ist von 1907 bis 1912 sehr gestiegen, von 876 auf 1006, also um 130. Davon entfallen auf die ganz kleinen Betriebe, die gar keine Gehilfen beschäftigen, 420 und 517. Diese Betriebe haben sich somit um fast 100 vermehrt. Da die deutsche Zigarettenindustrie noch überwiegend Handarbeit anwendet (511 „Fabriken“ hatten keine Maschinen und 122 arbeiteten mit Maschinen und Handarbeit, während bloß 42 Fabriken ausschließlich mit Maschinen arbeiten), so ist einem jeden immer noch leicht möglich, eine Zigaretten„fabrik“ zu gründen, wo er den Unternehmer, Arbeiter, Engros- und Detailhändler in einer Person vereinigt. Aber auch die meisten der Betriebe, die Gehilfen beschäftigen, sind sehr klein. Solche gab es 1912 488. Davon hatten 430 weniger als 10 Gehilfen, 35 Betriebe 11 bis 50, 6 51 bis 100, 14 101 bis 500 und nur 3 Betriebe mehr als 500 Arbeiter. Es handelt sich also um einen sehr zerplitterten Unternehmungsstamm, in dem die Zwergbetriebe der Zahl nach weit aus der Überwiegen.

Außer den angeführten Fabriken, die bloß Zigaretten herstellen, gibt es noch solche, die Zigaretten und Zigaretten-Tabak (314) und Fabriken, die nur Zigaretten-Tabak (46), oder nur Zigarettenhüllen (26) herstellen. Unter diesen Unternehmungen überwiegen schon die größeren Betriebe. Es wurden nämlich gezählt:

Fabriken die herstellen:	Ohne Gehilfen		Mit Gehilfen		
	1-10	11-50	51-100	101 u. mehr	
Zigaretten-Tabak	43	171	64	16	20
Tabak	9	27	9	1	—
Hüllen	7	10	8	—	1

Zimmerhin bleibt das allgemeine Bild einer noch sehr starken Dezentralisation der Produktion bestehen. Das Monopolprojekt wird also auf weitgehenden Widerstand stoßen. 1400 Fabriken auskaufen und mit dem Entwurf zu versehen, ist keine leichte Arbeit. Nach der „Frankfurter Hg.“ würde man auch mit einer Verminderung von 40 Prozent der Arbeiter und Angestellten zu rechnen haben. Erhalten auch sie eine Entschädigung? Und was sollen die zahlreichen „selbstständigen“ Unternehmer anfangen?

Gewiß wäre eine rationelle Organisation des Betriebes im Interesse der Gesamtheit wünschenswert. Hier handelt es sich aber bloß um Eröffnung einer neuen Steuerquelle für den Militarismus und Marinismus. Werden die bürgerlichen Parteien dem Kriegsgott selbst in „Friedenszeiten“ so zahlreiche Opfer bringen wollen?

Der deutsche Umsatz in Zigaretten ist ziemlich bedeutend. Es wurden hergestellt: 1907 5,69 Millionen und 1912 10,99 Millionen. Eingeführt wurden 1903 541 Tonnen, 1906 736, 1907 530, 1913 818 Tonnen. Trotz der sehr hohen Zollabgaben (115—120 Mark gegenüber 57 Mark Steuern) hat sich die Einfuhr seit 1907 wiederum stark erhöht. Der „anderweitige Zugang“ an Zigaretten macht 10 Prozent der gesamten Produktion aus. Der weitaus größte Teil (676 Tonnen) kommt aus Oesterreich-Ungarn. Das zeigt, daß es nicht allein der Trust ist, der mit Vorteil nach Deutschland einführen könnte, sondern auch andere Produzenten. Auch die Importeure werden gegen die Monopolisierung der Zigarettenfabrikation sein. Oder sollen auch sie entschädigt werden?

Man darf also annehmen, daß auch dem neuen Monopolprojekte nicht mehr Erfolg beschieden sein wird, als seinen Vorgängern.

Verlängerung der Syndikate für Eisenbahnmateriale.

Wird der Staat selbst Unternehmer, so muß er daran denken, alle Materialien, Rohstoffe und Fabrikate, die er braucht, selbst herzustellen. Sonst wird er leicht von den Unternehmern ausgebeutet. Das zeigt das Beispiel der Eisenbahnen. Auf keinem anderen Gebiet vereinigen sich die Produzenten so leicht wie auf dem der Eisenbahnmateriale. Während man sich seit Monaten vergeblich bemüht, für die sogenannten B-Produkte, Röhren, Stabeisen, Bleche und Draht, die wichtigsten Massenerzeugnisse der Stahl- und Walzwerke, eine neue Syndikatsform zu finden, sind vor kurzem in aller Stille verschiedene Verbände für rollendes und

anderes Eisenbahnmateriale für eine Reihe von Jahren verlängert worden, von deren Existenz die große Öffentlichkeit zwar nur wenig weiß, die aber für die daran beteiligten Werke von erheblicher Bedeutung sind, wie z. B. die Inlands- und Auslands-Radlagemeinschaft, die Radreisengemeinschaft, die Gemeinschaft für leichte Radreifen, die Vereinigung für lose Achsen und die Vereinigung für lose Radkörper. Dem Staate gegenüber vereinigen sich alle Unternehmer leichter als im Verhältnis zu dem unbekanntem Privatkäufer. Das hat auch die Erfahrung mit Submissionen gezeigt. Daraus folgt auch eine Lehre für jeweilige Verstaatlichungen: in erster Linie ist die Urproduktion zu verstaatlichen, bei der der Staat weniger von den Vorunternehmern abhängig ist.

Familienversorgung auf Kosten der Aktionäre.

Die „Familienunternehmungen“ verschwinden. Noch soeben sind die dem Geheimrat S. Ehrhardt gehörenden Werke in Jella in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden. Will sich ein Unternehmen ausdehnen, so kann es das in der Regel bloß tun, indem es fremdes Kapital heranzieht. Dieses kann es aber erhalten, wenn es sich als eine Aktiengesellschaft konstruiert. Im Fall der Ehrhardt-Werke handelt es sich wohl um die Stärkung der Rheinischen Metallwarenfabrik, ebenfalls einer Gründung Ehrhardts, gegenüber Krupp. Bekanntlich hindert Krupp, der einen ausschlaggebenden Teil von Stammaktien der Rheinischen Metallwarenfabrik besitzt, diese sich zu entwickeln, weil sie ihm Konkurrenz macht. Nun soll sie jetzt durch Beteiligung und eventuell Interessengemeinschaft mit der neuen Ehrhardt'schen Gründung ihre Position stärken.

Es sind aber umgekehrte Fälle da, wo die früheren Besitzer der Unternehmungen diese auch dann noch als „Familienbetriebe“ betrachten, nachdem sie längst in eine Aktiengesellschaft umgewandelt sind. So wird beispielsweise über die Geschäftsmethoden bei Drenstein u. Koppel dem „Berliner Tageblatt“ mitgeteilt, daß der Generaldirektor des Unternehmens, der Geheime Kommerzienrat Benno Drenstein, bestrebt ist, die Verwaltungsstellen der Drenstein und Koppel-Aktiengesellschaft durch Mitglieder seiner Familie zu besetzen, und den höheren Beamten seines Unternehmens ein Aufrücken zu ordentlichen Vorständen, oder zu Aufsichtsratsmitgliedern unmöglich zu machen. Der Schwiegersohn des Herrn Drenstein, ein Hamburger Kaufmann, ist in den Aufsichtsrat der Gesellschaft berufen worden, ohne daß die geringsten Beziehungen zwischen ihm und der Gesellschaft erkennbar geworden sind. Der verstorbene Herr Kron, ein Schwager von Drenstein, war ebenfalls im Aufsichtsrat. Ein weiterer Schwager, Dr. Landsberger, ist Syndikus der Gesellschaft und erster stellvertretender Direktor. Der 30jährige Sohn des Geheimrats Drenstein ist das einzige ordentliche Vorstandsmitglied neben dem als Generaldirektor der Gesellschaft mit alleiniger Vertretungsbefugnis fungierenden Benno Drenstein. — Außerdem sind noch zwei weitere Söhne in der Gesellschaft tätig. Die Bemühungen des Herrn Generaldirektors, die Posten im Vorstände der Familie Drenstein zu reservieren, hat die Gesellschaft teuer bezahlen müssen. Denn es sind an ausgeschiedene erste Beamte rund 1 000 000 Mark auf Kosten der Aktionäre an Abfindungen gezahlt worden für frühzeitige Lösung ihrer Verträge. Dabei sind auch Abfindungen solchen Beamten zuteil geworden, die in direkte Konkurrenz zu der Gesellschaft getreten sind.

Merkwürdig, daß all diese Klagen gerade jetzt auftauchen, da bekannt geworden ist, daß die Geschäftsverhältnisse ungünstig sind. Solange die Aktionäre ihre „gewöhnliche“ Dividende erhalten, kümmern sie sich um das Unternehmen nicht. Was wundern sie sich dann, wenn die anderen diese ihre Sorglosigkeit im eigenen Interesse ausbeuten? Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Generaldirektoren Selbstherrscher sind. Die Aktionäre haben in den meisten Fällen gar nichts zu sagen. Ihnen wird auch vieles gar nicht mitgeteilt. Warum soll aber dann ein Selbstherrscher nicht seine Dynastie vererben? Spectator.

Beim Monatswechsel
wollen unsere Genossen und Freunde wieder
um fleißig neue Abonnenten werben. Probe-
Nummern auf Wunsch gratis.

Verband der Deutschen Buchdrucker Ortsverein Wiesbaden.

Sonntag den 26. Juli, nachmittags 3 Uhr,
In den Räumen der „Klostermühle“

JOHANNISFEST.

Darbietungen:
Gesangsvorträge des „Gutenberg-Quartetts, Gartenkonzert, Glücksspiel, Preisesseln, Damen- und Kinderspiele. — Raritäten-Kabine. — Im Saale Tanz.
Eintritt für Erwachsene 10 Pfg.

Wir laden unsere Mitglieder nebst Angehörigen, sowie die Arbeiterschaft zum Besuche dieser beliebten Veranstaltung freundlichst ein. W 315

Der Vorstand. Die Festkommission.

Restauration „Port Arthur“
Walramstr. 20.
Wiedbadener Germania-Druckerei.
Besonders empfehle ein vorzügliches Mittag- und Abendessen.

Achtungsvoll
Jakob Greis

Restauration „Zum Luxemburger Hof“
Herderstr. 13
Sterilbräu-Vereinsalchen-Kegelbahn und Garten W 178
Den werten Gewerkschaften halte ich mich bestens empfohlen.
H. Schmidt, Restaurateur

Rasier-Apparat gratis
s. Einl. v. Stahl-
waren: f. Herr u.
112, 20 St. l. Mar-
tin Str. 111, Julius
Koch, Berlin
364 Solingen.

Restaur. z. Bratwurstglöckle
Ecke Scharnhorst- und Götterstrasse
Gute Samstag
Gr. Schlachtfest
Empfehle meine prima Hausmacher
Wurstwaren und lade freundl. ein
W 322
H. Schmitgen.

Möbel zu billigen Preisen.
Komplette Ausstattungen.
Einzelne Möbel, Betten, Teppiche.
Moderne Konfektion
für Herren und Damen
zu sonst nirgends gebotenen Bedingungen auf
Kredit in ganz enormer Auswahl.
S. Buchdahl
W 260
Wiesbaden, 4 Bärenstrasse 4.

Restaurant „Zur Lokomotive“
Dotzheimerstrasse 146. — Haltestelle.
Berie Genossen! Erlaube mir meine Lokalitäten in Erinnerung zu bringen und empfehle prima Biere, sowie kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. — Großes Vereinslokal mit Orchester.
W 0400
Achtungsvoll **Wilhelm Schauss.**

Genossen! Agitiert für Euer Blatt!

Der Taunus im Bilde.
120 Landschaftsbilder nach Originalaufnahmen.
Das technisch sehr gut ausgestattete Werk kostet, geschmackvoll gebunden, statt früher 4 3.—, nur 4 1.20.
Aus dem Vorwort: „Möge unser Werk dazu beitragen, dass das Interesse aller Naturfreunde für die Schönheiten des Taunus noch mehr als bisher wachgerufen werde und möge es unseren Bergen manch neuen Freund zuführen!“
Buchhandlung Volksstimme, Frankfurt am Main.

Hahn I. T.
Herrn Zimmermeister Gustav Heil u. Frau
zum Silbernen Ehejubiläum
die herzlichsten Glückwünsche!
Die Leser der Volksstimme
in Hahn I. T.
W 324

Wiesbadener Angelegenheiten.

Wiesbaden, 25. Juli 1914.

Die Frau in der Armenpflege.

Allmählich haben die Frauen in der Armenpflege festen Fuß gefaßt. Nicht überall ist es ihnen leicht geworden; manche Kommunen haben sich mit aller Kraft gegen ihre Mitarbeit gewehrt, ja es gibt heute noch einzelne Kommissionen, die nichts von der Heranziehung der Frauen wissen wollen. Die Gründe waren vor allen Dingen die Furcht vor der Bewilligungsfreudigkeit der Frau, die geneigt dagegen, sich irgendwelche Rücksichten in Form und Ton bei den Verhandlungen aufzulegen, und hier und da wohl auch der unausgesprochene Gedanke, daß in der gemeinsamen Arbeit manches von dem Glorienschein verloren gehen werde, der um das Haupt des für das allgemeine Wohl arbeitenden Mannes gewoben war.

Von einer übergroßen Gebefreudigkeit der Frauen hat man jedoch nichts gemerkt. Sie prüfen scharfer und beurteilen sicherer, wo wirklich eine Unterstützung nottut, ja man darf eher annehmen, daß sie manchmal allzugroße Forderungen an die Selbsthilfe der Unterstützung Suchenden stellen. Ueber den lächerlichen Einwand, daß zuviel Rücksicht auf die Frauen genommen werden müßte und daß darunter die Behandlung schwieriger Fälle leiden könnte, braucht man heute nicht mehr zu reden. Keine Sache, und sei es die bestkatechebraucht Frauenohren zu scheuen, wenn sie nur ernst behandelt wird.

Was aber den Nimbus angeht, der in früheren Zeiten den zu öffentlicher Arbeit herangezogenen Mann oft umgab, so müssen wir allerdings bekennen, daß er verschwindet, so bald die Frauen sehen, daß zu dem Amt eines Armenpflegers jeder fähig ist, der etwas praktische Begabung, einen gesunden Menschenverstand und den ehrlichen Willen besitzt, seine Pflichten nach besten Kräften zu erfüllen. Es schadet aber auch nichts, wenn die beinahe ehrfürchtige Scheu der Frauen vor den im öffentlichen Leben stehenden Männern einer gesunden Kameradschaftlichkeit Platz macht. Man hat denn auch nirgends von Unzutraglichkeiten gehört, und es gibt heute in Deutschland doch bereits 2850 Frauen, die ehrenamtlich in der Armenpflege tätig sind, und von Zeit zu Zeit kommt auch die Nachricht, daß sie hier oder dort auch zu den verantwortlichen Stellen in den Armendeputationen zugelassen werden.

Der Pflichtenkreis der Armenpfleger ist, wenn sie mit Ernst an ihre Aufgabe herangehen, recht groß. Wichtig sind die Recherchen bei den Unterstützung Suchenden, und viel kommt darauf an, ob der Pfleger oder die Pflegerin einen guten Blick dafür hat, in welcher Weise dem Armen am besten geholfen werden kann. Die Mittel der Armenpflege sind mannigfaltig. Außer den Geldunterstützungen gibt es solche in Naturalien, Kleidung und Dausrat. Neuerdings ist man an einigen Orten dazu übergegangen, kleinere Landparzellen an Arme abzugeben, die sie bebauen. Kartoffeln, Sämereien und Düng werden manchmal ebenfalls geliefert, und man erhofft von dieser Heranziehung zur Landbebauung eine günstige erziehlische und zugleich gesundheitliche Wirkung.

Sehr verschiedenartig sind die Unterstützungsfälle in den einzelnen Kommunen. Nach dem „Handwörterbuch der Kommunalwissenschaften“, herausgegeben von J. Briz, G. Lindemann, O. Wolf, G. Preuß und A. Südekum (Verlag Gust. Fischer-Jena) haben die meisten Gemeinden sogenannte Ausschlußfälle aufgestellt, bei deren Vorhandensein regelmäßig Unterstützung nicht gezahlt werden soll, und zwar werden diese Fälle mehrfach in der Weise berechnet, daß von Arbeiterauszahlungsbudgets, die nach statistischen Berechnungen aufgestellt wurden, etwa 25 Prozent in Abzug gebracht werden. Man rechnet bei nicht voll Erwerbstätigen mit geringeren Bedürfnissen und bei Armen auch mit Beihilfen von Angehörigen und privaten Spenden. Die höchsten Ausschlußfälle bestehen in Straßburg, das überhaupt ein vortrefflich geordnetes Armenwesen hat. Sie betragen dort für einen alleinlebenden Mann monatlich 37.50 Mark, für eine Frau 33.50 Mark, für ein Ehepaar 50 Mark monatlich. In Frankfurt am Main ist der Satz für Alleinlebende wöchentlich 8 Mark, für ein Ehepaar 10 Mark.

Von dem sogenannten Elberfelder System, das nur ehrenamtliche Pfleger vorstellt, geht man allmählich zu der Ausübung der Armenpflege durch berufliche und ehrenamtliche Pfleger über.

Die ehrenamtlichen Kräfte reichen besonders in den großen Kommunen nicht aus. Man findet nicht immer für die Pflegerarbeit geeignete Persönlichkeiten, die in dem betreffenden Bezirk ansässig sind und genügend Zeit haben, solche kommunale Pflichten zu übernehmen. Eigens angestellte und besoldete Pfleger können einen großen Teil der zeitraubenden Arbeit abnehmen, so daß die freiwilligen Hilfskräfte die noch übrig bleibende in der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit erledigen können. In Straßburg werden alle einmaligen Unterstützungen und alle erstmaligen Prüfungen den Berufsbeamten zugeteilt. In den einzelnen Bezirkskommissionen, deren es 12 gibt, haben aber die ehrenamtlichen Pfleger und Pflegerinnen nur beratende Stimme. Ihnen werden die laufenden Fälle zugewiesen, jedem nur wenige, damit sie gründlich erledigt werden können. Dieses System hat den Vorzug, daß intensiver und rascher gearbeitet werden kann, allerdings fehlt das Beschließungsrecht der Pfleger.

Für welche Art der Armenpflege man sich aber auch entscheiden mag, die Mitarbeit der Frauen kann nicht mehr entbehrt werden, und allmählich, wenn auch zögernd, sieht man ein, daß auch aus den arbeitenden Schichten Helfer herangezogen werden müssen. Gewiß wird es oft für Arbeiter und Arbeiterinnen schwer werden, Zeit für die Pflegerarbeit zu finden, aber auf der andern Seite ist ihre Kenntnis der unbemittelten Haushaltungen so viel größer, daß ihre Mitarbeit in der Armenpflege von großem Werte sein muß.

Bodenreformer und Jugendspielplätze.

In einer Versammlung der Wiesbadener Ortsgruppe des Bundes der Bodenreformer wurde u. a. auch Stellung genommen zur Schaffung von Spielplätzen und betont, daß die Weltstadt nur einen einzigen eigentlichen Spielplatz, und zwar unter den Eichen, habe. Der stetig steigende Bodenpreis habe zur intensiven Ausnutzung des Grund und Bodens geführt und die Hausgärten und großen Gole hinter den Häusern verschwinden lassen. Die Schwierigkeit der Beschaffung von größeren Spielplätzen solle nicht verkannt werden, die Beschaffung bescheidener Spielplätze für die Schuljugend sei aber nicht so schwer. Die Kinderspielplätze, wie man sie vielfach in den städtischen Anlagen findet, genügen nicht; nötig sei eine systematische Verteilung der Spielplätze über die ganze Stadt. Einige Art Plätze, etwas freundliches Grün und ein Sandhaufen seien schon viel wert. Auch für größere Spielplätze dürfe die Stadt keine Opfer scheuen. Notwendiger noch wie die Schmutzanlagen seien Spiel-, Sport- und Turnplätze, wenn nicht eine minderwertige Bevölkerung erzogen werden solle. Es wurde folgende Resolution angenommen:

Bei der Bedeutung der Spiel-, Sport- und Turnplätze für unsere Kinder und die heranwachsende Jugend und in Anbetracht des großen Mangels an solchen Plätzen ist es Pflicht der Stadtverwaltung, jedes mögliche Opfer zu bringen, um auf diesem Gebiet gesunde Verhältnisse zu schaffen. Vor allem muß die Stadt in Zukunft durch eine weitläufige Bodenpolitik dafür Sorge tragen, daß das Nebel mit der weiteren Entwicklung unserer Stadt nicht noch größer wird. Unbedingt müssen deshalb für die Folgezeit Spielplätze von vornherein vorgesehen werden bei den Neubauanlagen zur Erweiterung der Stadt.

Weiter wurden zwei Eingaben an die Stadtverwaltung gemacht, in denen die Errichtung einer städtischen Hypothekenanstalt gefordert und ersucht wird, Vorzüge zu treffen, daß bei späteren Eingemeindungen jede Boden Spekulation unterbunden wird.

Allgemeine Ortskrankenkasse.

Nach dem für das erste Halbjahr 1914 aufgestellten Kassenericht hat die Ortskrankenkasse Wiesbaden in den ersten sechs Monaten unter der Herrschaft der Reichsversicherungsordnung mit einem Defizit gearbeitet. Die Einnahmen an Beiträgen betragen insgesamt 508 961.33 Mark. Davon entfielen auf die versicherungspflichtigen Mitglieder 529 943.01 Mark, auf die freiwilligen Mitglieder 63 882.55 Mark, auf unständig Beschäftigte 2750.32 Mark. Die Stadt hatte als Anteil für die unständig Beschäftigten 918.74 Mark zu zahlen, die Arbeitgeber für Arbeiter und Angestellte, die

einer Ersatzklasse angehören und deren Rechte und Pflichten gemäß § 517 der Reichsversicherungsordnung ruhen, 5384.55 Mark. Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 609 395.40 Mark, die Ausgaben dagegen 654 698.38 Mark, so daß zunächst eine Mehrausgabe von 45 302.98 Mark vorhanden ist. Bei diesen Ausgaben ist aber noch nicht die pflichtgemäße Abführung an den Reservefonds berücksichtigt, die für die sechs Monate 29 678 Mark beträgt. Das und die Rückerstattung der Arbeitgeberbeiträge nach § 517 der Reichsversicherungsordnung an die Ersatzklassen in Höhe von 5384.55 Mark würde insgesamt die Mehrausgabe auf 80 365.53 Mark erhöhen.

Von den Ausgaben wurden zunächst aufgewendet für Krankenhilfe 406 539.97 Mark, für Krankenhauspfllege 66 803.41 Mark, für Wobengeld 13 446.38 Mark, für Gehammendienste 734 Mark, für Stütze 2316.75 Mark. In der Familienhilfe wurden für Arzthonorar aufgewendet 66 429.15 Mark, für Arznei 10 409.39 Mark, für Anstaltspflege 2141 Mark, für Wobengeld 1880 Mark. Die Verwaltungsausgaben betragen insgesamt 66 657.87 Mark.

Diese Ausgaben umfassen allerdings die ungünstige Zeit des Jahres. Es ist aber nicht anzunehmen, daß die Mehrausgabe im zweiten Semester nicht die Höhe erreichen wird, wie im ersten Halbjahr. Die nächste Ausschüttung wird sich also mit der Frage zu beschäftigen haben, wie die Einnahmen erhöht werden können, um die Ausgaben, die sich die Kasse nun einmal gestellt hat, erfüllen zu können. Von den eingeführten Mehrleistungen werden die Mitglieder keine mehr missen wollen und können. Sie stellen schließlich das mindeste dar, was eingeführt werden konnte. Allerdings wurden bei Neueinführung der obligatorischen Familienversicherung die Beiträge zur Familienversicherung fallen gelassen. Man wolle die Sache ohne besondere Beiträge versuchen, zumal ja der Beitritt zur Familienversicherung quasi zum Zwang wurde. Ob es auf die Dauer geht, ist eine andere Frage. Die allgemeine Beitragserhöhung auf 4.33 Hundertstel des Grundlohnes war allerdings nicht besonders hoch, und es schien schon zweifelhaft, ob man mit ihr durchkommen werde. Immerhin wolle man nicht an die äußerste Grenze gehen, um noch Ausdehnungsmöglichkeit zu haben. Man hoffe eben durchzukommen. Die erhöhten Arztforderungen und der Spruch des Schiedsgerichts machten den ersten Strich durch die Rechnung. Andererseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Aufnahme der Diensthoten in die Kasse erhebliche neue Lasten brachte.

Parteierversammlungen. Samstag in der Restauration „Drei Hasen“, Waldstraße (Vortrag des Genossen O. Wille). Sonntag, mittags halb 1 Uhr, im Restaurant Corbers in Winkel (Vortrag des Genossen B. Kiefer). Sonntag abend 8 Uhr im Restaurant Hartmann in Geisenheim, Bahnhofstraße (wichtige Tagesordnung).

Johannistag der Buchdrucker. Am morgigen Tage feiern die Buchdrucker ihre Sommerfest in der „Mösermühle“. Darbietungen vielerlei Art, besonders aber Unterhaltung und keine Geselbtsartikel für die Jugend werden ihre Zugkraft wieder ausüben. Die organisierte Arbeiterschaft ist herzlich eingeladen.

Der Staatsanwalt und der Kurdirektor. Wegen des Pferdespiels im Kurhause schwebt gegenwärtig gegen den Kurdirektor v. Ebmeyer und den Kurinspektor v. Türk ein Strafverfahren, weil die Herren ohne Genehmigung der Behörde die Auspielung geringwertiger Gegenstände veranstaltet haben. Glücksspiel heißt das Delikt, das in Wiesbaden zum Ausfall werden sollte. Die Anklage erfolgte auf die Denunziation eines geschädigten Geschäftsmannes.

Ein schwerer Jung. Vor der Strafkammer wurde am Freitag der in Krain in Oesterreich geborene, 35 Jahre alte Mehger und Tagelöhner Johann Komis, schwer mit Ketten und Fesseln belastet, vorgeführt. Er verübt gegenwärtig in der Strafanstalt Marienschloß bei Zugboch eine 13jährige Zuchthausstrafe. Es handelt sich bei ihm um einen gefährlichen Ein- und Ausbrecher. In der Strafanstalt hat man ihn eine besondere Zelle angewiesen, weil die gewöhnlichen Zellen nicht genügend Sicherheit boten. Anfangs Dezember ist er während eines Transports zu einem Gerichtstermin aus einem in voller Fahrt befindlichen Zug ge-

Kleines Feuilleton.

Sedenstage.

25. Juli. 1792 Manifest des Herzogs von Braunschweig gegen die französische Revolution. — 1807 Bildung der Militär-Reorganisationskommission unter Scharnhorsts Vorsitz. — 1909 Der französische Aufschiffer Meriot überlag den Kermessanal in 27 Minuten von Calais nach Dover.

26. Juli. 1417 Das Konzil zu Konstanz setzt den „unfehlbaren“ Papst Benedikt XIII. ab. — 1844 Attentat des Bürgermeisters Tschsch auf Friedrich Wilhelm IV. — 1840 * Der Maler Hermann von Kaulbach in München († 1909). — 1855 Pius IX. verhängt den „großen Kirchenbann“ über Sardinien. — 1866 Präliminarfriede zu Nikolsburg (Währen) zwischen Preußen und Oesterreich. — 1882 Erste „Parfissal“-Aufführung in Vahren. — 1896 Internationaler Arbeiterkongress in London.

Gewissenszwang in Bayern.

In der „Kirchen-Austritts-Corr.“ schreibt Professor Ludwig Curtitt-München:

Durch Ministerialerlaß vom 17. Juli — ein dies ater in Deutschlands Kulturleben! — ist der „freireligiöse Sittenunterricht“ in Bayern verboten. Was wird ihm zum Vorwurf gemacht? Daß er nicht begründet sei „auf den Glauben an einen gerechten Gott und auf eine künftige Vergeltung, daß er offenbarungseindlich, antichristlich sei und reichlich Hypothesen als angeblich feststehende Tatsache verendet.“ — Der gerechte Gott, die künftige Vergeltung, die Offenbarung durch die Bibel und durch Konzilien, das also sind die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaften, sind feststehende Tatsachen, frei von Hypothesen? Das wagt man dem aufgeklärten deutschen Volke zu bieten! Die Unsterblichkeit der Seele und die Lehre vom jüngsten Gericht Wahrheiten, an denen kein Zweifel rühren darf? Somit haben die größten Philosophen der letzten Jahrhunderte sich vergebens bemüht, und die Beschwerden von vier katholischen Geistlichen aus Ludwigshafen reichte in Bayern aus, die Freichte all ihrer Geistesgaben auszuweisen? Das Recht „freireligiöser Unterweisung im Familien- und Hausverbande bleibt unverwahrt.“ Ja, das sollte auch gerade noch, daß die anmaßende Kirche und der ihr gehorame Staat sich zwischen Vater und Sohn stellen und dem Vater das freie Gespräch mit diesem

wehrte! Gewalt geht vor Recht! Aber deshalb brauchen wir an der Sache der Aufklärung nicht zu verzweifeln. Das einmal ergründete Licht läßt sich dauernd nicht niederhalten. Was alle Stehgerichte, was Feuer und Schwert nicht vermochten, das wird auch dieses Stid Papier nicht ausrichten. „Und sie bewegt sich doch!“ — die Aufklärung.

Eine Volkshochschule in Württemberg.

Am Anfang dieses Jahres wurde in Weiffach (Ost. Württemberg) eine Volkshochschule mit 82 Schülern nach dem Vorbild der dänischen Volkshochschule eröffnet. Der Zweck der Schule ist in erster Linie die geistige Hebung und Förderung der Teilnehmer. In Verbindung damit soll aber auch die praktische Tüchtigkeit derselben durch Weiterbildung auf dem von der Volkshochschule gelegten Grund erhöht werden. Denn die Volkshochschule will die Schüler nicht ihrem gewerblichen oder landlichen Verufe entfremden, sondern sie für denselben geschickter machen. Die Anregung zu diesem Unternehmen ging von Pfarrer Stürmer in Pfaltz aus, der die dänische Volkshochschule aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Die Verwirklichung des Gedankens wurde hauptsächlich gefördert durch das Entgegenkommen der Gemeinde Weiffach, die einen schönen Saal im Schulhause unentgeltlich zur Verfügung stellte.

Der Unterricht wurde zwei Monate lang täglich nachmittags von 12 bis 5 Uhr gegeben, so daß die Teilnehmer am Vormittag noch zu Hause ihrem Verufe nachgehen konnten. Die Schüler standen im Alter von 17 bis 30 Jahren. Das Unternehmen war in allen Stücken auf Freiwilligkeit gestellt. Zur Deckung der Unkosten wurde ein Schulgeld von 15 Mark erhoben. Als Lehrer wirkten eine größere Anzahl von Pfarrern und Lehrern aus der Umgebung von Weiffach.

Unterricht wurde in deutscher Sprache und Literatur, in deutscher Kulturgeschichte, in Bürger- und Heimatkunde, in Lebenskunde, Naturkunde und Körperpflege, in Rechnen, Geschäftsaufbau, Buchführung und Singen.

Den Sommer über soll noch eine Reihe von Vernausschlägen veranstaltet werden. Ein zweiter Winterturs soll anfangs 1915 folgen.

Nach den übereinstimmenden Erklärungen der Lehrer waren die Schüler von Anfang bis zu Ende musterhaft aufmerksam, und sie haben sich lebhaft an dem Unterricht und den Übungen beteiligt. Sie begehrten wiederholt, wie sehr sie sich durch den Unterricht angeregt und gefördert fühlten. Alles in allem kann der Versuch als durchaus gelungen bezeichnet werden, und es ist zu hoffen, daß dieser Vorgang da und dort Nachfolge finden werde.

Die Gegner des Frauenwahlrechts in Amerika

stellten vor einiger Zeit in kurzen Sätzen die ihrer Ansicht nach beweiskräftigsten Gründe gegen das Frauenwahlrecht zusammen. Einen vernünftigen Menschen konnten sie natürlich nicht überzeugen; sie waren zum Teil direkt kindlich. Alle die Argumente könnte man mit dem gleichen „Recht“ auf andere Dinge anwenden; dann aber stellt sich ihre ganze Widersinnigkeit aus dem Unbefangenen erst recht deutlich dar. So überträgt Alice Duer Miller in der „Newyork Tribune“ die sechs Gründe gegen das Frauenwahlrecht auf das Reisen mit der Eisenbahn:

- Warum wir gegen Frauenreisen in Eisenbahnzügen sind?
1. Weil das Reisen mit der Eisenbahn kein natürliches Recht ist.
 2. Weil unsere Urgroßmütter niemals verlangten, in Eisenbahnzügen zu reisen.
 3. Weil es unnötig ist; es gibt keinen von der Bahn berührten Punkt, der nicht zu Fuß erreicht werden könnte.
 4. Weil es die Arbeit der Zugführer, Lokomotivführer und Bremsen, die bereits überlastet sind, verdoppeln wird.
 5. Weil Männer in den Zügen rauchen und Karten spielen.
 6. Gibt es irgend einen Grund anzunehmen, daß sich Frauen besser benehmen werden?

In der Tat, diese Argumente sind gleich wohlbegründet, wenn sie auf das Reisen mit der Bahn oder auf das Frauenwahlrecht angewandt werden. Und doch gibt es Tausende von Menschen, die sich ungeheuer wichtig und klug vorkommen, wenn sie in der Debatte um die Gleichberechtigung der Frauen einen dieser „Beweise“ gegen die Notwendigkeit des Frauenwahlrechts aufstellen.

Bücher und Schriften.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großvorstel, die bekanntlich ein rein gemeinnütziges Unternehmen zur Verbreitung guter Literatur ist, hat jetzt eine Sammlung von Büchern für Jugendvereine zusammengestellt. Die Auswahl dürfte besonderen Beifall finden. Da begegnet man Reiseberichten aus den Polargegenden, aus Tibet und Alaska, Jagdschilderungen aus Innerafrika, alten Götterfagen, Seegeschichten und Kriegsnovellen, Bildern von der deutschen Flotte und aus der modernen Industrie, füzern von allem, was das Herz eines jungen Menschen verlangt, das sich begeistern will für den künftigen ersten Lebenskampf. Die Stiftung gibt die „Jugendbücherei A.“ an wenig bemittelte Jugendvereine, bei direkter Bewerbung, gegen Erfaß des Postos und des Einbandgeldes von insgesamt 8 Mark für sämtliche Bände ab. Die Bücher sind neu und dauerhaft gebunden und enthalten über 2500 Seiten herrlichen Lesestoff.

springen. Es fehlte ihm aber an der nötigen Kleidung, und so drang er in der Nacht vom 6. auf 7. Dezember in eine Mühle ein, stahl dort einen Rod und ein Bettuch. In einer Wirtshausstube erlangte er dann mittels Einbruchs Wurst, Brot und ein Schlachtmesser. Das Messer wurde ihm später zum Verurteilten. Die Strafkammer verurteilte den Schwerverbrecher zu weiteren drei Monaten und zwei Wochen Gefängnis.

Fremdenverkehr. Vom 1. Januar bis 22. Juli wurde Wiesbaden von 69 119 Passanten und 38 043 Ausgästen, zusammen also von 107 162 Fremden besucht.

Gefechtsmäßiges Schießen findet vom 30. Juli bis einschließlich 5. August auf dem Schießgelände im Goldsteintal bei Nambach statt. Es wird täglich geschossen von 9 Uhr vormittags bis zum Dunkelwerden.

Vereine und Versammlungen.

Wiesbaden. A.-Turn-V. 5. Bezirk. Sonntag 9 Uhr Gruppenturnstunde in Dohheim („Zur Krone“). Vorturnieren haben Bierstadt Barren; Viebrich Pferd; Wiesbaden Red. Brusthoch. Nach dem Turnen Sitzung.

Aus dem Kreise Wiesbaden.

Viebrich, 24. Juli. (Eine christliche Versammlung mit Hindernissen.) Die Christen hatten, nachdem sie sich von ihrer Niederlage in der Turnhalleversammlung etwas erholt, für die Straßenbahn am Mittwoch eine Versammlung in das Restaurant „Bavaria“ einberufen. Sehr vorsichtig gingen sie ans Werk. Sie wandten sich per Handzettel an bestimmte Adressen, um zu verbinden, daß kein Unberufener die holde Eintochter der Dreimännerorganisation stürze. Aber es kam anders. Der Schaffner S. erhielt unerwartet auch eine Einladung. Er machte davon Gebrauch, denn er glaubte, an dieser Stelle Gelegenheit zu haben, das unfollegale Verhalten des Oberchristen Stiehl zu beleuchten. Stiehl, Schaffner der Süddeutschen und Lagerhalter vom Heilighaus Konsumverein „Eintochter“ im Nebenberuf, versteht es nicht, sich das Vertrauen seiner Kollegen zu erwerben. Die vorige Woche denunzierte er bei der Betriebsdirektion den Schaffner S., er hätte einen kopierten Fahrchein zweimal verkauft. (Seht christlich!) Darüber herrschte große Erbitterung bei dem gesamten Fahrpersonal; selbst die gelbe Gewerkschaft, der Stiehl noch angehört, trägt sich mit dem Gedanken, den Ehrenmann auszuschießen. In der Versammlung versuchte der Schaffner S. die schloße Handlungsweise Stiehls zu geißeln, aber er kam nicht so weit. Stiehl wollte die Wahrheit nicht hören, wurde handgreiflich, und so entstand eine regelrechte Meuterei. So lange die Arbeiterschaft sich gegenseitig so bekämpft — die Christlichen sind die Hauptschuldigen —, werden die Unternehmer die Losenden Dritten sein.

Viebrich, 24. Juli. (Schulhöfe als Spielplätze.) Der Magistrat erwägt folgende Bekanntmachung: „Um die Kinder den Gefahren der Straße fernzubehalten, sollen die Gärten über die Schulhöfe für den Aufenthalt der Kinder im freien offen gehalten werden. Die Beaufsichtigung derselben bleibt natürlich den Eltern selbst überlassen.“ Das kennzeichnet den ganzen Geist, der in Viebrich umgeht. „Die Befichtigung bleibt natürlich den Eltern selbst überlassen“; dieser Schlusssatz zeigt das soziale Unverständnis, das in der Viebricher Verwaltung herrscht. Man kann sich gar keine andere Möglichkeit denken, obwohl man ganz gut weiß oder wissen sollte, daß den meisten Eltern die Beaufsichtigung unmöglich ist. Der Viebricher Magistrat aber sagt mit seinem „natürlich“ nichts anderes als: Seht nicht mehr Kinder in die Welt, als ihr beaufsichtigen könnt. Und das in einer Zeit, wo der Geburtenzuwachs von Staats wegen zwangsweise gefördert werden soll.

Viebrich, 24. Juli. (Einbruchsdiebstahl.) Ein vor 14 Tagen in einem hiesigen Schuhgeschäft in der Friedrichstraße verübter Einbruch kam erst jetzt zur Kenntnis der Polizei. Der Dieb, ein Veschäftigter des Bestohlenen, hatte 120 Mark aus einem Vortienmonnaie und etwa 30 Mark aus einer Kassetten gerahmt. Der Diebstahl wurde aufgedeckt und der Betroffene hatte auch bereits den größten Teil des gestohlenen Geldes wieder zurückerstattet, so daß der Bestohlene keine Anzeige erstatten wollte. Durch einen Zufall erfuhr nun die hiesige Polizei doch von dem Einbruch, weil der Bestohlene die leere in Wiesbaden gefundene Kassetten als sein Eigentum reklamierte. Der Täter, der in Wiesbaden wohnt, mußte jetzt zur Anzeige gebracht werden.

Viebrich, 24. Juli. (Spähenplage.) Der Magistrat hat beschloffen, zur Desimierung der zahlreich auftretenden Spähen für jeden tot eingelieferten Sperling eine Prämie von 2 Pfennig zu gewähren.

Sonnenberg-Nambach, 25. Juli. (Das zweite Gastspiel der Künstler vom Residenztheater) findet am Sonntag den 28. Juli in der „Badlust“ statt. Zur Aufführung kommt das Gärnerische Lustspiel „Ein glücklicher Familienvater“. Zu wünschen wäre, daß die Arbeiterschaft wieder so zahlreich erscheint, wie bei der ersten Veranstaltung.

Schierstein, 25. Juli. (Achtung!) Am Samstag Abend findet im „Deutschen Hof“ eine Theateraufführung statt. Die Künstler vom Wiesbadener Residenztheater werden im „Staatsanwalt Alexander“ wirklich echte Kunst bieten. Die Arbeiterschaft wird um zahlreichem Besuch gebeten.

Erdenheim, 24. Juli. (Unfall.) Am Donnerstag spielten Kinder des Eisenbahnarbeiters Sobig in der Mühlstraße mit Gortengeräten. Ein Junge ließ dabei seinem Bruder mit einer Gade die Hand durch. Das verletzte Kind kam nach Anlegung eines Rotverbandes in ärztliche Behandlung.

Wachen, 24. Juli. (Eine Wagenfahrt) der Bahner Genossen findet am Sonntag den 9. August durch den Raumus statt. Diese Genossen, die sich hieran beteiligen wollen, werden ersucht, mit Genossen Wechsel Rücksprache zu nehmen.

Aus den umliegenden Kreisen.

Eine gemeine Tat.

Zu dem Sittlichkeitsverbrechen, das am Donnerstag Abend in Caldern bei Marburg verübt wurde, wird noch berichtet: Der ungefähr 50jährige Gelegenheitsarbeiter Franz Nolte aus Langendorf, Kreis Kirchhain, hatte bereits vor etwa 14 Tagen bei dem Pfarrer Schmidmann in Caldern gearbeitet. Am Donnerstag tauchte er, von Kernbach kommend, wieder in Caldern auf. Er begab sich zunächst nach der Wirtshausstube, wo er Schnaps und Bier verlangte. Da er bereits stark angetrunken war, wurden ihm alle geistigen Getränke verweigert. Er schien darauf den Ort verlassen zu wollen und wandte sich dem Ortsausgang zu. Dort steht etwas einsam und abseits das kleine Häuschen, dem Johann Hoff Ditzfeld gehörig. Der Eigentümer war abwesend und das Haus wurde allein von seiner Schwägerin, der unberechtigten 60jährigen Margarethe Damm bebüet. Der Bursche betrat das Haus, wohl nur um zu betteln und traf die Frau, die das

unglücklich hat, buckelig zu sein, auf dem Gausflur. Die Schwester der Damm, Frau Ditzfeld, hatte in dem benachbarten Hause des Besitzers Dielemann gewaschen und den Menschen ihr Haus betreten sehen. Sie wurde besorgt; ging nach und sah den Mann im Gausflur am Boden liegen. Da sie ihn für betrunken hielt, rief sie schnell ihren Mann und noch andere Leute. Man fand den Menschen noch immer im Flur liegen und in seiner Nähe die unglückliche Margarethe Damm bestimmungslos. Der Tatbestand einer Vergewaltigung war offenkundig. Das unglückliche Opfer konnte nicht mehr zum Leben erweckt werden, es scheint infolge der Gewalttätigkeiten des Mordlings tödliche Verletzungen davongetragen zu haben. Der Verbrecher wurde von zwei Calderner Bürgern mit der Wahn nach Marburg gebracht, wo ihn am Bahnhof die Polizei in Empfang nahm. Aus seinen Papieren ist zu entnehmen, daß berechnete Zweifel an seiner Berechnungsfähigkeit bestehen.

Dauborn, 24. Juli. (Zu dem Automobilunglück.) über das wir gestern in einem Teil der Auflage kurz berichteten, und bei dem der Lenker des Autos, Erwin Köhler, und der Seminarist Diefenbach (nicht Dienstbach) aus Kirchberg getötet wurden, ist noch zu ergänzen, daß sieben Personen an der ersten Fahrt des für den regelmäßigen Verkehr zwischen Niederbrechen, Kirchberg und Dauborn bestimmten Autos teilnahmen. Die drei im Wagen sitzenden Damen, die noch zwei Kinder bei sich hatten, hatten die Beifahrerseite, die Kinder beim Anfahren des Automobils gegen den Bordstein aus dem Wagen zu werfen, so daß diese mit geringen Hautabwühlungen davonkamen. Die Damen selbst flogen in den Mühlgraben und kamen mit einem Schlammbad davon. Die eine der drei Damen hatte sich von Limburg tausend Mark geholt, die bei dem Sturz im Mühlgraben verschwanden. Erst nach langem Suchen konnte das Geld wiedergefunden werden. Heute vormittag besichtigte Staatsanwalt Dr. Badmeister aus Limburg die Unfallstelle. Allgemein ist die Teilnahme für die beiden Toten, von denen der Seminarist Diefenbach kurz vor der Lehrprüfung stand. Der Automobilverkehr Niederbrechen-Kirchberg ist auf lange Zeit in Frage gestellt, da man in diesem Unfall ein böses Omen für die an und für sich sehr notwendige Neueinrichtung erblickt.

Kassau (Bahn), 24. Juli. (Dem Enkel die Hand zertrümmert.) Ein bedauerliches Unglück geschah heute vormittag hier. Der Zimmermann Franz schlug an dem Treppentritt von der Friedrichstraße zur Schule Faustpfeile ein. Hierbei half ihm eifrig sein 6jähriger Enkel, der Sohn des Wegweisers Busch, indem er dem Großvater die einzuschlagenden Pfeile feilschelte. Durch eine unvorsichtige Bewegung des Knaben geriet die rechte Hand desselben auf die Schlagfläche des Pfeiles; gerade in dem Augenblick schlug ein kräftiger Schlag des Zimmermanns nieder, der dem eifrigen Knaben den Mittelfinger spaltete und den Ringfinger quetschte. Der sofort zur Hilfe gezogene Arzt ordnete die Ueberführung des Kleinen in das Krankenhaus an. Der Mittelfinger mußte amputiert werden. Den über den Vorfall tief erschütterten Großvater trifft keine Schuld.

Oberlahnstein, 24. Juli. (Nicht ertrunken.) Der 21jährige Bernhard Wolf, Sohn der Witwe Wolf hier, ist nicht ertrunken, sondern lebt noch. Von ihm am Lahnufer zurückgelassene Kleider, die von Kindern an dem Strand verschleppt worden waren, gaben zu dem Glauben Anlaß, Wolf habe sich ein Leid angetan.

Dillenburg, 23. Juli. (Fangprämie für Kohlweihlinge.) Wegen massenhaften Auftretens der Kohlweihlinge sieht sich der hiesige Obst- und Gartenbauverein veranlaßt, eine Fangprämie von 15 Pfennig für 100 Stück auszugeben.

Vom Westerwald, 22. Juli. (Die Heuernte), die nun bis auf die einschürigen Wiesen des hohen Westerwaldes beendet ist, wird als gut bezeichnet. Zwar waren die feinen Gräser infolge des kalten Vorwinters zurückgeblieben, dafür konnte aber das Heu so gut eingetrocknet werden, wie seit Jahren nicht. Auch die Menge befriedigt. Im westlichen Westerwald hat der Heuverkauf begonnen, in Dierdorf wurden bereits 100 Waggons verladen; aus dem oberen Westerwald, der sein überschüssiges Heu meist in die Mainebene (Schäfer Harbwerke) verkauft, ist der Versand später. Die Preise sind niedrig, es wurden 1.90 und 2 Mark bezahlt.

Siegen, 25. Juli. (Die Ausschussführung der Besonderen Ortskrankenkasse für Handwerkergefellten), die mit großer Spannung erwartet wurde, fand am Donnerstagabend statt. Nach einem Berichte des seiner Zeit gewählten Untersuchungsausschusses, wurde bei einer Stimmhaltung, nachstehender Antrag einstimmig angenommen:

„Die Ausschussführung beschließt nach Entgegennahme des Berichtes des Prüfungsausschusses, das gesamte Material eines Rechtsanwalts zur Bearbeitung betreffs Klageerhebung wegen Zurücksetzung der zu unrecht aus der Kasse entnommenen Gelder und zur Anzeige bei der Staatsanwaltschaft zu übergeben. Der Ausschuss ersucht zugleich das Versicherungsamt, die im Besitze des Versicherungsamtes befindlichen, zu dieser Sache gehörenden Akten, ebenfalls dem zu bestimmenden Rechtsanwalt bezw. der Staatsanwaltschaft zur Einsichtnahme vorzulegen. Zur Wahrnehmung der Rechte der Kasse und zur Vertretung in allen diese Angelegenheiten betr. Fragen, wird ein mit Vollmacht zur selbständigen rechtskräftigen Handlung betrauter Ausschuss von drei Personen gewählt. Von diesen drei Personen sollen zwei Mann dem Vorstände und einer dem Ausschusse angehören. Zur Wahl in diesen Ausschuss werden vorgeschlagen aus dem Vorstände die Herren Lemde und Schmidt (1. und 2. Vorsitzender), aus dem Ausschusse Herr Karl Baum.“

Hoffentlich beruhigen sich nun die Gemüter, wenigstens so lange, bis die Untersuchung durch die Staatsanwaltschaft beendet ist.

Siegen, 25. Juli. (Zum Streik der Zimmerer) schreibt der Zentralverband: Der Streik in Siegen erklärt nun eine Ausdehnung. Eine Versammlung in Weidenau, die von Zimmerern aus fast allen Orten des Kreises Siegen besucht war, hat nunmehr beschloffen, den Unternehmern im ganzen Kreis die Forderungen zu unterbreiten, die auch den Siegener Unternehmern bereits zugestimmt wurden. Bis jetzt ist ein Zimmerer als Arbeitswilliger in Siegen zugereist, und zwar ist dies der frühere Kolier Heinrich König, wohnhaft in Geisweid, dessen Verhalten in der Versammlung auf das Schärfste verurteilt wurde. Zugang nach Siegen, Weidenau, Geisweid, Ferndorf, Litzfeld usw. ist nach wie vor streng fernzuhalten.

Wingen, 24. Juli. (Tödllich verunglückt.) Als der Kahn „Rannheim Nr. 18“ an der hiesigen Raimauer festgemacht werden sollte, pläzte ein zur Befestigung benutzter Haken. Er schlug zurück und traf den Matrosen Franz Gutbrod aus Eberbach in Baden am Kopfe. Der Matrose erlitt schwere Verletzungen der Schädelbede und wurde bewußlos im Hospital zu Wingen eingeliefert. Ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, starb der erst 24jährige nach einigen Stunden an seiner Verletzung.

Wetzlar, 24. Juli. (Rissen nachsehen!) Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß die Wählerliste für die im kommenden Herbst stattfindenden Stadtverordnetenwahlen für Wetzlar und Niederzimmern nur noch bis 30. Juli offen liegen. Einsicht

kann während den Dienststunden auf Zimmer Nr. 22 des hiesigen Rathauses genommen werden. — (Von den Fleischpreisen.) Als kürzlich hier der Kampf um die Fleischlieferung für die Wehlarer Unteroffizierskaserne entbrannte, warfen wir die Frage auf, zu welchem Preis wohl geliefert würde. Jetzt wird und von zuverlässiger Seite mitgeteilt, daß Rindfleisch, prima Qualität und doppelter Kontrolle unterworfen, von Wehlarer Wegehern zu 70 Pfennig pro Pfund der Schule abgegeben wird. Das dumme Zivilvolk muß laut lehrer amtlicher Bekanntmachung 84 Pfennig dafür zahlen, also 14 Pfennig mehr pro Pfund. — (Kann schreiben links, kann schreiben rechts.) Unlängst brachte der „Wehl. Anz.“ eine Notiz über „Wöhne und Preise bei uns und im Ausland“. Darin wurde eine Statistik gegen die andere ausgespielt, und die kluge Amtsblatt-Redaktion gab dann u. a. folgendes von sich: „Die Statistik zeigt, daß die Lebensmittelpreise ihre steigende Bewegung erst vor etwa 10 Jahren einschlugen, im Jahre 1912 ihren Höchststand erreichten und seitdem langsam herabsinken. In den Arbeiterlöhnen ist dagegen keine Mäßigung eingetreten, so daß die deutschen Arbeiter keinen Grund haben, ihre ausländischen Kollegen zu beneiden“ usw. Wenn der „Kuge Bons“ von sinkenden Lebensmittelpreisen schreibt, so sollte er vorher erst seine Ehehälfte fragen, wann er nichts davon versteht. (Oder muß er schönfärben? D. V.) Und darüber, daß die Arbeitelöhne keine Mäßigung erfahren haben, könnten ihm Hunderte von Wehlarer einfachen Arbeitern die richtige Auskunft geben. Doch „Lantchen“ kann auch anders. In gleicher Nummer wird über die ungerechte Behandlung hiesiger Beamten geklagt, die solch niedriges Wohnungsgeld erhielten, daß sie damit nicht auskommen könnten. Dann ergeht die Aufforderung, immer und immer wieder zu — petitionieren, bis den Beamten ihr Recht zuteil werde. Immer feste druß! — (Enorme Verwaltungskosten.) In Wehdorf waren jüngst die Knappschaffstärksten des hiesigen Knappschaffvereins versammelt, um gegen die geplante Verschmelzung mehrerer Knappschaffvereine zu protestieren. Zur Begründung wurde u. a. dafür angeführt, daß der Lahn-Knappschaffverein nach seiner Verschmelzung bei einer Mitgliederzahl von etwa 9000, 48 000 Mark Verwaltungskosten zu tragen hätte. Das wäre ja ganz ungeheuerlich und aufreizend gegenüber den einkenden, niedrigen Renten für arme Bergarbeiter.

Aus Frankfurt a. M.

In die Halle gegangen. Kaum aus dem Gefängnis entlassen, machte sich der Kaufmann oder Hausburische Heinrich Schäfer wieder einer schweren Straftat schuldig. Um auf billige Weise zu Geld zu kommen, füllte er einen Wanklocher über 2150 Mark aus und schickte diesen zur Einföschung durch einen jungen Mann in das Bankhaus von Metz, Jungbotttrah. Den Boten beauftragte er, ihm das Geld nach dem Goetheplatz zu bringen. Doch es kam anders. In der Bank schloß der Kassierer, als ihm so ein Würschchen mit dem Scheck vor den Schalter kam, sofort Verdacht. Er rief sofort die Kriminalpolizei zu Hilfe. Man füllte einen Umschlag mit Papierstücken, siegelte ihn in üblicher Weise zu und schickte den freudestrahlenden Burschen nach dem Goetheplatz, wo der Schäfer bereits sehnsüchtig auf ihn wartete. Daß dem Boten mehrere Beamte unauffällig folgten, ahnte keiner von beiden. Und just als Schäfer schmunzelnd das dickleibige Polizeiflein in Empfang nehmen wollte, legte sich die Hand der Polizei schwer auf die Schultern. Schäfer gestand ohne weiteres seine Verfehlungen zu. Das Scheckformular will er gefunden haben. Der Betrüger ist bereits schwer vorbestraft.

Verhaftung eines Verbrechers. Vor einigen Wochen wurde auf einem Gutshofe bei Marburg ein Gutsherrvater durch einen Revolverstich in den Hals schwer verletzt. Der Täter floh und blieb lange unentdeckt. Gestern konnte er im nahen Rödelheim auf einem Gutshofe ermittelt und verhaftet werden. Es handelt sich um den 1896 in Lohra (Kreis Marburg) geborenen Arbeiter Johannes Gieselmann. Der Täter ist geständig.

Kurze Freude. Zwei Mainzer Burschen bestahlen gestern in Mainz einen jungen Mann um 181 Mark und gingen damit in die weite Welt, zunächst nach Frankfurt. Hier amüsierten sie sich teatlich, bis sie heute früh den Polizeimiten in die Hände gerieten. Beide bekannten sich sofort als schuldig und wurden bereits heute mittag nach der lieben Vaterstadt zurückgeführt.

Der Sprung in den Rhein. Ehe ihn einer der zahlreichen Passanten daran hindern konnte, schwang sich gestern Abend gegen 5 Uhr ein junger Mann auf die Brüstung der Wilhelmbrücke, um dann mit einem Satz in den Rhein zu springen. Der Mann ertrank. Seine Leiche wurde kurz darauf etwas unterhalb der Brücke aus dem Flusse geborgen. Den vorgefundenen Papieren zufolge handelt es sich um den 38jährigen Maurer Heinrich Stroß aus Dreieichenhain.

Im Feischacht verunglückt. Der Maurer Weber aus Obererlenbach wurde beim Ausbessern einer Heiganlage in der Feuerbachstraße von giftigen Gasen betäubt. Er hatte noch die Kraft, um Hilfe zu schreien, die ihm auch sofort gebracht werden konnte. Trotzdem mußte Weber sofort einem frankfurter Krankenhaus zugeführt werden, wo er schwer krank darnieder liegt.

Erst geliebt, dann bestohlen. Ein Direktor aus Stargard in Pommern wußte während seines hiesigen Aufenthalts nichts Besseres zu tun, als sich mehrere Stunden mit einem jungen Mädchen, das ihm wie von ungefähr begegnete, zu amüsieren. Heute früh um 5 Uhr machte er die herübernde Entdeckung, daß ihm die süße Aine und seine Wertstoffe mit 500 Mark abhanden gekommen waren. — In einem anderen Falle stahl ein Mädchen einem Herrn einen wertvollen Brillantring.

Räufeliche Streife. Bei einer umfassenden Streife, die in der letzten Nacht von der Polizei in verschiedenen Stadtteilen vorgenommen wurde, fielen den Beamten mehr als 20 Mädchen in die Hände.

Aus der Partei.

Vom Stand der deutschen Parteikasse.

Aus dem Geschäftsbericht des deutschen Parteivorstandes für den Würzburger Parteitag, der als fortlaufende Extrabeilage zu unserem Blatte im Wortlaut unseren Lesern zugeht, ergibt sich die erfreuliche Tatsache, daß sich trotz der schleichenden Krise die Partei durch die vermehrte Kraftanstrengung der Roten Woche sehr gut gehalten hat. In die Parteikasse hat die ungünstige Wirtschaftslage mit größter Wucht zu spüren bekommen. Ueber ihren ungünstigen Abschluß sind einige Mitteilungen schon an die Öffentlichkeit gedrungen, aber jetzt zum erstenmal erhalten wir ein vollständiges und zuverlässiges Bild, das freilich unerfreulich aussieht. Mit diesem Teil des Berichtes wird sich in den nächsten Wochen Freund und Feind eingehend beschäftigen. Wir nehmen deshalb schon heute seine Hauptangaben vorans.

Der Kassenabschluß des Berichtsjahres — sagt der Parteivorstand — muß als sehr ungünstig bezeichnet werden. Einer Ausgabe von 1 721 806.98 Mark steht eine Einnahme von nur 1 405 454.94 Mark gegenüber, so daß sich ein Defizit von 316 352.04 Mark ergibt, zu dessen Deckung 128 683.88 Mark dem Vermögen entnommen werden mußten und 192 768.06 Mark dem Kassenbestand, der am Jahresabschluß um diesen Betrag niedriger war als am Beginn des Jahres. Da wir im vorigen Jahre mit einem Ueberschuß von 394 163.75 Mark abschloffen, bleiben wir in diesem Jahre um 710 518.79 Mark hinter dem vorjährigen Abschluß zurück. Dieses unliebsame Ergebnis ist auf eine erhebliche Steigerung der Ausgaben und einen Rückgang der Einnahmen zurückzuführen.

Die Einnahme, die in den drei Quartalen des vorigen Berichtsjahres insgesamt 1 459 718,83 Mark betrug, ging in den vier Quartalen dieses Jahres auf 1 405 454,94 Mark zurück. Normal hätte sie um 83 1/2 Prozent, also um 459 908,21 Mark steigen müssen; sie ist indes um 64 208,60 Mark, das sind 4,8 Prozent, gesunken. Dieser erhebliche Einnahmenschwund ist vornehmlich auf den Rückgang der Geschäftserlöse zurückzuführen. Betrugen diese im Vorjahre noch 579 787,34 Mark, so ergaben sie in diesem Jahre nur 217 102,96 Mark, also ein Weniger von 362 684,38 Mark, woran der „Vorwärts“ mit einem Ueberschuss von 242 684,38 Mark beteiligt ist. Auch die Beiträge aus den Organisationen weisen, wohl infolge der Wirtschaftskrise, einen relativen Rückgang auf. Bei gleichbleibendem Organisationsstande sollten sie um 33 1/2 Prozent steigen, sind indes nur um 18 Prozent gestiegen.

Die Ausgabe, die in den drei Quartalen des Vorjahres insgesamt 1 075 551,38 Mark betrug, ist in den vier Quartalen dieses Berichtsjahres auf 1 731 808,98 Mark, sonach um 648 258,10 Mark oder 60 Prozent gestiegen. Für allgemeine Agitation wurden 45 Prozent, für Wahlagitiation 33 Prozent, für das rheinisch-westfälische Bureau 118 Prozent, und für den Zentralbildungsausschuss 98 Prozent mehr als im Vorjahre aufgewendet. Die Mehraufwendung auf Darlehenskonto von 204 807,19 Mark wird durch eine Mehreinnahme des gleichen Kontos von 209 790,28 Mark bis zu diesem Betrage kompensiert. Die nicht unerhebliche Mehrausgabe für Gehälter und Verwaltung ist zum Teil durch die Kosten dauerhafter Veränderungen in den Bureaus verursacht worden.

Am die Einnahmen und Ausgaben wieder in Einklang zu bringen und die für Wahlen und sonstige zukünftige Kämpfe erforderlichen Mittel zurücklegen zu können, ist es dringend notwendig, der Hauptklasse neue Einnahmequellen zu erschließen. Denn durch Ersparnisse bei den Ausgaben, die gewiß angestrebt werden müssen, allein ist das Ziel nicht zu erreichen.

Wir zweifeln nicht daran, daß die Kassengabeln, welche diese Angaben erläutern, von den Parteioptionen eifrig geprüft und nach jeder Verbesserungsmöglichkeit durchsucht werden. Jedenfalls wird die Partei mit allem Nachdruck dafür sorgen müssen, daß ihre Finanzen wie bisher gesund bleiben.

Wegen den Hamburger Meißlerbeschlusses

und das Falllassen der Arbeitruhe nimmt Genossin Buzemburg in einem scharfen Artikel Stellung. Man gebe einen Koffen auf, auf dem Partei und Gewerkschaften 25 Jahre lang alle ihre Rechte und Forderungen vertheidigt hätten, ohne über neue Kampfmethoden mehr als nebelhafte Vorstellungen zu haben. Gewiß — es sei den „Bühlereten“ der Gegner der Meißler wie aller Massenaktionen gelungen, durch die Unterstufungsfrage wie durch eine systematische Entmutigung der Massen die Meißler in Deutschland zu schwächen. „Mein es ließe den lebendigen historischen Pulsschlag des proletarischen Massenkampfes untersuchen, wenn man annehmen wollte, daß die Ermattung der Meißler auf die Dauer bestehen würde. Sobald wir in Deutschland eine Periode stürmischer Kämpfe, eine revolutionäre Situation haben, werden wir ein elementares Aufbegehren der Meißler erleben, wie wir es nie erlebt haben. So war es in allen Ländern, und so wird es in Deutschland sein. In Russland war die Lösung der Meißler vor 1912 ein toter Buchstabe, bis sie in dem genannten Jahre zum erstenmal wie ein Blitz einschlug und eine Million Felernder auf den Plan rief. In Frankreich gab es seit Fourmies und Courmayeur keine so lebhaft feier, wie in den letzten Jahren. In Holland belebt sich die Meißler Hand in Hand mit dem Wahlrechtskampf. Überall zeigt die Meißler — weit entfernt eine gemockte Parade von pendantischer Gleichmäßigkeit zu sein — einen ewigen Wechsel von Ebbe und Flut, ein lebendiges Auf und Ab des Massenkampfes, seiner Festigkeit und seiner Breite. Auch die Meißler in Deutschland wird, wie so manche Seite des Partei- und Gewerkschaftslebens, die in der stillen Zeit versumpft oder verpufft worden ist, an der frischen Weite der stürmischen großen Auseinandersetzungen gesunden, die uns nicht erspart bleiben werden. Es wäre nichts verkehrter und beschämender für die deutsche Arbeiterklasse, als wenn der Vorschlag zur Abschaffung der internationalen Meißler, dieses Zeugnis der Kleinmüdigkeit und des Selbstverzichts des Proletariats, gerade aus Deutschland käme. Es ist zu erwarten, daß die deutsche Delegation in Wien dem Hamburger Beschluß die Abfertigung zuteil werden läßt, die er verdient.“

An diesen Ausführungen ist richtig, daß die radikale Abschaffung der Arbeitruhe über das Ziel hinauschießt, wie das äußerliche Bestehen auf mechanischer Durchführung der Arbeitruhe in jedem Fall. Die jeweiligen politischen Verhältnisse entscheiden über die Möglichkeit und Nützlichkeit der Durchführung der Meißler.

Eine Auslegung des Hamburger Beschlusses in ähnlichem Sinne gibt Genosse Laufenberg in einem Artikel des letzten Heftes der „Neuen Zeit“ über die Meißler, indem er schreibt: „An völlige Beseitigung der Meißler denkt in Deutschland wohl niemand. Wenn es zutrifft, daß die Arbeitruhe die Großindustrie nur wenig zu erfassen, die Tarifpolitik der Gewerkschaften zu durchkreuzen, der Ausperrungsstatistik der Unternehmer Vorschub zu leisten und die Stellung der Organisationen in bedeutenden Industriezweigen zu erschüttern vermag, wird sich die Notwendigkeit einer Aenderung füglich nicht verneinen lassen. Will man nun die Auffassung vertreten, bei der provokatorischen Politik der Unternehmer und der Regierung erscheine es nicht angemessen, auf die Arbeitruhe schlechthin zu verzichten, nur die jährliche Wiederkehr sei zu beschränken, die zeitweilige Anwendung jedoch vorzubehalten, so geht es doch kaum an, wie früher durch den Parteitag dreiviertel Jahr im voraus zu bestimmen, ob am 1. Mai Arbeitruhe eintreten soll. Parteivorstand und Generalkommission wären die zur Beschlußfassung berufenen Körperlichkeiten. Da ihr Urteil jedoch in erster Linie durch die Rücksicht auf die Aktionsfähigkeit der Organisationen bestimmt werden würde und bestimmt werden muß, käme jener Ausweg einer Beseitigung der Arbeitruhe gleich. Beide Körperlichkeiten würden nach Lage der Dinge zur Arbeitruhe nur auffordern, wenn Gründe schwerwiegender und besonderer Art es gebieten.“

Die deutsche Arbeiterschaft hat keinen Anlaß, die Waffe des politischen Streiks zunächst anders als für Abwehrkämpfe ins Auge zu fassen. So wird man nach dem Verlauf der Debatte und der Ablehnung des Amendements Luxemburg auch den Beschluß des letzten Parteitages verstehen müssen. Damit ist ausgesprochen, daß wie im Augenblick politische Angriffstreiks nicht möglich sind, Demonstrationstreiks für zu erobernde Rechte nur in Zwangslagen als letztes Mittel des Protestes wider die Fortdauer Kultur und Volk verhöhrender Vorrechte auf politische Wirkung und damit auf Anknüpfung in breiten Massen rechnen können. Dies ist wohl der innerste Grund, weshalb die Frage, ob der 1. Mai durch Arbeitruhe zu begehen sei, keine Frage mehr ist. Wenn aber die Arbeitruhe fällt, so nicht, um vor dem Unternehmertum eine Position kampfslos zu räumen, sondern um den Kampfgedanken der Meißler in tieferem Sinne aufzugreifen.“

Die Abschaffung der bayerischen Vorgänger.

Zu dem fast einstimmig gefassten Beschluß des bayerischen Landesparteitages gegen die Teilnahme unserer Gemeindevertreter

an höfischen und dynastischen Demonstrationen schreibt die „München Post“: „Schon die große Anzahl der Unterschriften zeigte hinlänglich, aus welchem Protestgefühl dieser Zusatz beantragt wurde. Der Referent erklärte einfach, daß er gegen diesen Antrag nichts einzuwenden habe, und er wurde dann ohne jede Diskussion einstimmig angenommen. Das war eine stumme, eindringliche Demonstration, die jedem bewies, daß die bayerische Sozialdemokratie unter den heutigen Verhältnissen der Entrechtung, der Denunziation, der Unterdrückung des sozialpolitischen Fortschritts, die unabwieslichen Folgerungen für ihre Beziehungen zu allen Verantwortlichen des herrschenden Ministeriums zu ziehen entschlossen ist. Die einstimmige Entscheidung sollte aber zugleich auch eine Lehre für jene bürgerlichen Elemente, die noch nicht jeder wirklich liberalen Gesinnung bar sind, bedeuten, daß es ein schlechtthin unwürdiger Zustand ist, daß man bei der Wahl ehrenamtlicher Vertreter überhaupt Verpflichtungen irgend welcher Art auferlegt, die außerhalb der sachlichen Aufgaben ihres Amtes liegen.“

Die „Frankische Tagespost“ in Nürnberg würdigt den Beschluß folgendermaßen: „In den erfreulichsten, ja mit berechtigtem Stolz erfüllenden Erscheinungen unseres Parteilebens gehört die Erledigung dieser Angelegenheit auf dem Parteitag in Neustadt. Kein Wort der Refrimination, kein Ton der Härte, keine Unfreundlichkeit fiel, als diese Angelegenheit zur Entscheidung kam. Als etwas Selbstverständliches, als etwas Notwendiges ergab sich der vollständig klare und jedem Deutungserwände entrückte Beschluß, der jede Teilnahme an höfischen und dynastischen Repräsentationen für die Zukunft ausschließt. Ueber zwei Drittel der Delegierten hatten diesen Antrag gestellt, nur ganz vereinzelte hatte sich der Abstimmung enthalten und einige wenige Genossen aus Nürnberg stimmten gegen den Antrag. Sonst billigten alle übrigen einstimmig und hochfreut diesen Antrag, der einen Streitpunkt aus dem inneren Erörterungen der Sozialdemokratie in Bayern ausschaltete, der mit Illusionen aufträumt, der Arbeit bei Freund und Feind verbreitet, der das Vertrauen in die leitenden Personen der Parteien steigert und die Geschlossenheit der Klassenbewegten Arbeiterklasse festigt.“

„Cinéma Caillaux“.

Von E. Grumbach, Paris.

II.

Maitre Labori und Maitre Chenu.

Zwei Köpfe — zwei Welten — zwei Advokaten — zwei Meister. Sie sitzen nahe genug beieinander, um sich die Hand reichen zu können, ohne gezwungen zu sein, aufzustehen. Aber sie reichen sich die Hände erst nach den Sitzungen, draußen in den Wandelhallen. Während den Sitzungen stehen sie nur zum Hieb und Schlag auf: zur Freude aller Unparteiischen. . . Maitre Chenu scheint zu träumen: er hält den rechten Zeigefinger leicht gekrümmt vor den Mund, an dem ein roter Schnurrbart streng in die Höhe steht — sein Unterkiefer ist zurückgeschoben und liegt zwischen zwei tiefen Falten, die zu den Mundwinkeln laufen — der Blick ruht auf dem Feigen, der spricht — zu beiden Seiten der Glase verlieren sich die Himmelwärts gekämmten Haare einer längst verschwundenen, roten Haarpracht. Maitre Chenu verteidigt die Erben Calmettes und träumt gar nicht, denn Maitre Chenu ist kein Träumer, sondern ein Mann der schneidenden, unbarmherzigen Logik, ein Mann der überlegenen Rechtsstrategie, ein Mann, dessen Gesicht zur Frage eines beunruhigend intelligenten, ironisch lächelnden, hochgebildeten Teufels wird, wenn er den Mund auftritt: langsam, in schleppendem Rhythmus, als ob er jedes Wort noch einmal abwägen würde, ehe er es zum Dolch werden läßt. Und Maitre Chenu ist ein großer Vortragskünstler — außerdem die Verkörperung eines der Republik nicht sehr hohen Prinzipien. Maitre Chenu verteidigt die Erben Calmettes, die „Zivilpartei“. . . Maitre Labori wirkt neben ihm, wie ein Bernhardiner neben einem Bullenbeißer. Er ist der berühmtere: denn er hat Dreyfus und Jola verteidigt, wofür man ihm damals auf der Straße, als er aus dem Gerichtssaal kam, eine Kugel in den Rücken schoß. Er war Abgeordneter, hielt es aber im Parlament nicht aus, rückte unter dem Druck gewisser Enttäuschungen, die ihm seine dreyfusistischen Freunde bereitet zu haben scheinen, eine Zeitlang nach rechts und kehrt jetzt unter dem Banner von Caillaux wieder dorthin zurück, wo er herkam. . . Wenn er steht, überragt er die Gardisten um eine Kopfeshöhe. Sein Spitzbart, sein etwas vernachlässigter Schnurrbart, seine nach vorn zur Stirn gekämmten Haare, die wie ein Käppchen seinen Kopf beschützen, sind weißgrau — hinter dem spärlichen Leuchten ein Paar treue Augen — im Ausdruck des Gesichtes liegt etwas jugendlich Reines, etwas Naives. Und doch ist Maitre Labori nichts weniger als ein „Naiver“. Der Sturm und Drang, in denen sich alles wiegt, was er mit seiner lauten Stimme, die wie ein ewiger Protest klingt, hinauswühlend, kann den Eindruck erwecken, als ob ihm das Wort stets wie ein wilder Gaul durchginge. In Wirklichkeit hat er fertig gedacht in dem Augenblick, in dem er zu sprechen beginnt; er darf ruhig alle Fügel schleifen lassen: das Ziel steht fest und er ist sicher, es zu erreichen. Die Ironie bleibt ihm fast ganz fremd. Seine Sophistik verfehlt nicht, sie erdrückt sie zerklebert nicht, zerlegt die Wahrheit und die Lügen nicht in ihre Atome: sie deckt mit einem Griff Abgründe auf. Und wehe dem Gegner, wenn Maitre Labori entdeckt, daß er alle Prüden hinter sich verbrennen darf. Das hat Maitre Chenu erfahren, als am Dienstaabend Maitre Labori plötzlich wie ein weißer Riese vor den Richtern, vor der „Zivilpartei“, vor dem Publikum, vor ganz Frankreich stand und donnernd dem Generalstaatsanwalt zurief: „Ich bin nicht mehr im Parlament, ich brauche auf keinerlei Kompromisse einzugehen und deshalb verlange ich, daß diese sogenannten Geheimdokumente, die den Hochverrat Caillaux beweisen sollen und die man unbeeilflichter Weise dem Präsidenten der Republik überaß, anstatt dem Untersuchungsrichter, hier vorgelesen werden oder daß die Regierung erklärt, daß sie weder die Ehre noch die politische Einsicht von Herrn Caillaux berühren. Geschieht das nicht, so weinere ich mich, hier zu plaidieren.“ Der gute Präsident Abanel war wie vom Blitz gerührt, der Generalstaatsanwalt stammelte eine diplomatische Verubigungsrediat, das Publikum klatschte in die Hände — und Maitre Chenu stand wie eine gebrochene Sense neben der Zivilpartei. . . Maitre Labori und Maitre Chenu sind zwei Prachtkerle.

Eine Feigin.

„Madame d'Estradere, Prinzessin Mesogone“: eine Dame und eine Prinzessin hat sich von Gaston Calmette Küssen lassen (damit niemand mehr daran zweifeln kann, hat sie vor Gericht selbst einen Brief von ihm vorgelesen) — im übrigen redigierte sie die Abteilungs „Mondäne“ im „Figaro“, der von der beglücktesten Schicht der Salzwelt ebenso eifrig gelesen wird als von den Bischöfen. Madame d'Estradere hat die wohlriechendsten Parfums gewählt, um ihre Reueausgabe zu machen. Und alle Anwesenden sind ihr dankbar. Gaston

Calmette soll ihr 30 000 Franken angeboten haben, wenn sie ihm eine Unterhaltung mit Madame Gueydan verschaffe, die Caillaux' erste Frau war. . . Die Prinzessin hat es abgelehnt: obgleich es ihr sehr leid tat, dem Freund einen so großen Dienst abzuschlagen zu müssen. Und nur deshalb! Madame d'Estradere hat am Redaktionstisch und in den Armen von Calmette nicht vergessen, daß sie eine Prinzessin (Mesogone) ist — und eine Frau. Bei einem gemeinsamen Diner, dem die Prinzessin von Monaco, deren Geliebter Zsidore de Lara, ein bekannter Pariser Komponist, und Madame Caillaux beizwohnten, hat sie der Frau des damaligen Ministerpräsidenten erzählt, was sie wußte. Vor dem Untersuchungsrichter zeigten sich Lücken in ihrem Gedächtnis. Vor den Geschworenen fiel vor allem ihr Parfum auf und die gerade Linie ihres fließenden Rückens. . . Sie möchte Madame Caillaux entlasten ohne Calmette zu belasten. Eine Prinzessin, die es mit niemand verderben möchte. Man muß leben . . . und Madame d'Estradere braucht Kunden.

Madame Caillaux.

Sie ist schon halbvergessen und wird erst bei der Urteilsverkündung wieder ganz „aktuell“ werden. Vom Saal aus sieht man nur die beiden hohen schwarzen Federn, die ihren schwarzen Hut schmücken. Sie spricht wie ein schmolles Kind, dem man fürchtbares Unrecht antat. Sie stockt, nicht um das Wort zu suchen, sondern um in der kurzen Pause das volle Gleichgewicht zu wahren. Was sie sagen will und muß, weiß sie sehr genau. Der letzte Teil ihrer ersten Rede war ein Meisterwerk. Und als sie murmelte: „Nein, nein, man darf von einer Mutter nicht zübel verlangen.“ ging ein Schluchzen durch die heiße Luft. Man vergaß die Gesten, die sie anfangs so häufig anwandte — man vergaß eine Reihe von Betonungen, die falsch klangen — man vergaß die paar programmatischen Bekenntnisse, mit denen sie ihre tiefmenschlichen Klagen zierte. Man erinnerte sich nur des großen, verweinten Kindergeichts, in dem sich ein ängstliches Erstaunen ausdrückte — man hörte nur noch die Weichte eines verbehten, in seinen Keinen und großen Standes- und Klassegefühlen zermarterten Menschen, dem sich das Grauen vor dem letzten Skandal, vor der schamlosen Enthüllung des Intimsten wie ein eiserner Ring ums Gehirn legte, ohne daß es die andern sehen durften — ohne daß der Gatte die Wirkung ermah —. Die Hand, die den Browning hielt, führt jetzt das weiße Taschentüchlein zum Mund, zu den Augen. Wenn das Fieber der Tränen den ganzen Leib erschüttert, wirft sie plötzlich einen Blick in den Saal, als ob sie sagen wollte: „Ich fürchte mich aber doch nicht vor euch, ich fürchte mich nicht, ich fürchte mich nicht“ — bis ein neuer Weinkrampf sie auf ihren Sitz hinabzwingt und ihre feine Nase rötet. Kein Wort läßt sie sich entgehen. Selten schweigt sie, wenn der Vorkluge sie fragt, ob sie etwas zu sagen hat. Und stets wehrt das Leid ihrer Stimme, das Stocken ihres Atems, das Mädchenhafte ihrer Kopfbewegungen den Verdacht ab, als ob sie schon wieder als „Frau Ministerpräsidentin“ sprechen würde! Und doch!

Herbei mit den Nichtwählern!

Jede Wahl bringt die alte Erbitterung wieder: die Nichtwähler, die zu Hause sitzen bleiben, entscheiden mit. Wir meinen nicht jenen geringen Prozentsatz der Wahlberechtigten, der einfach nicht kommen kann, weil er krank liegt oder aus ähnlichen Gründen nicht zur Urne kommt. Nein, die Masse der politisch Indifferenten, der „Neutralen“, die ist es, die im Wahlkampf und beim Wahlausfall eine Rolle mitspielt. Die Wahl von Koburg ist ein gutes Beispiel dafür. Im Jahre 1912, bei der allgemeinen Reichstagswahl, blieben in Koburg 12 Prozent der Wahlberechtigten zu Hause; bei der Stichwahl dagegen nur 8 Prozent. Bei der jetzigen Nachwahl sind 14 Prozent der Wähler zu Hause geblieben.

Es gibt dauernd Kampf gegen das Heer der Nichtwähler zu führen — gerade der Sommer mit seinen Ausflügen und Ferien paßt gut dazu! — denn es sind die Massen, die sich unter künstlich gemachten Stimmungen als Reserven der Reaktion gebrauchen lassen. In Deutschland wurden bei der letzten allgemeinen Reichstagswahl noch über zwei Millionen Nichtwähler gezählt. Selbstverständlich sind von den 2 181 656 Nichtwählern unter 14 442 387 Wahlberechtigten ein bestimmter Prozentsatz durch anzuerkennende Ursachen abgeholt worden, ihr Staatsbürgerrecht auszuüben; aber der größte Teil gehört zu denen, die noch nicht eingesehen haben, wie notwendig es ist, das Recht, die Regierung zu beeinflussen, auszuüben.

Nach Provinzen und Ländern getrennt, wählten nicht:

	Absolut	Prozent
Ostpreußen	79 648	17,3
Westpreußen	45 817	18,4
Stadt Berlin	97 338	19,2
Brandenburg	157 576	15,5
Pommern	54 771	14,5
Posen	55 262	13,8
Schlesien	200 589	19,1
Sachsen	83 513	11,8
Westfalen	125 969	14,0
Westfalen-Nord	75 293	14,8
Rheinland	257 758	16,2
Preußen zusammen	1 375 154	15,5
Bayern	288 915	19,1
N.-O. Unterfranken	24 210	15,2
N.-O. Niederbayern	41 161	27,5
Sachsen	118 806	11,9
Württemberg	74 590	15,6
Baden	61 616	12,9
Hessen	42 778	14,6
Mecklenburg-Schwerin	14 908	9,9
Sachsen-Weimar	14 962	15,4
Mecklenburg-Strelitz	8 474	14,1
Oldenburg	25 071	23,6
Braunschweig	12 635	11,3
Sachsen-Meiningen	8 808	14,6
Sachsen-Altenburg	3 494	7,4
Sachsen-Noburg-Coburg	6 305	10,8
Anhalt	6 883	9,1
Schwarzburg-Sondershausen	9 630	12,7
Schwarzburg-Rudolstadt	2 450	11,1
Waldeck	1 903	18,9
Reuß A. L.	1 012	6,0
Reuß G. L.	2 621	7,7
Schaumburg-Lippe	1 216	11,4
Bipps	5 925	17,1
Lübeck	1 496	5,3
Freemen	7 035	9,4
Hamburg	34 814	13,1
Elbsaß-Lothringen	63 240	15,1
Deutsches Reich	2 181 656	15,1

In Preußen ist die Provinz Schlesien mit der größten Prozentsiffer von Nichtwählern gesegnet. Das erscheint im ersten Moment ganz selbstverständlich für eine Gegend wo die

Junker und der Schnaps regieren. Aber in der Stadt Berlin, dem Sitz der großstädtischen Intelligenz, wo 75 Prozent aller Stimmen sozialdemokratisch waren, ist die Prozentziffer der Nichtwähler 19,2! Hier, im Betriebe der Millionen von Menschen, treiben noch Riesenschichten von Indifferenten.

In der Provinz Schlesien ist es überdies ausschließlich der Regierungsbezirk Oppeln mit 26,1 Prozent Nichtwählern, der das Gesamtergebnis der Provinz so beeinflusst. Die Regierungsbezirke Köln und Aachen mit 20,0 und 21,9 Prozent Nichtwählern beeinflussen die Provinz Rheinland ebenso stark.

Das Gesamtergebnis in bezug auf die Zahl der Nichtwähler ist im Königreich Bayern so schlecht wie in der Provinz Schlesien und in Berlin. Hier ist es im besonderen Niederbayern, die Oberpfalz und Oberbayern, die Hunderttausende von Nichtwählern haben.

Für die übrigen Gebiete des Deutschen Reiches steht in bezug auf die Nichtwähler an erster Stelle das Großherzogtum Oldenburg. Dort wählten 23,6 Prozent aller Wahlberechtigten nicht. Sonst ist in den außerpreussischen und außerbayerischen Gebieten überall die Wahlbeteiligung außerordentlich gut gewesen. Sie ist mit zwei Ausnahmen — der vom Großherzogtum Sachsen und der vom Fürstentum Lippe — immer unter dem Reichsdurchschnitt. Verblüffend muß erscheinen, daß in solchen Gebieten, wie Mecklenburg-Schwerin, den beiden Rhein und Anhalt, die Zahl der Nichtwähler außerordentlich gering ist. Den Vogel schloß aber die Freie und Hansestadt Lübeck ab; dort wählten 94,7 Prozent aller Wahlberechtigten!

Im Jahre 1912 zählte die Sozialdemokratie genau 4 250 399 Stimmen. Das waren 34,8 Prozent aller abgegebenen gültigen Stimmen. Allein von den Nichtwählern gehören der Sozialdemokratie sicher noch eine Million.

Unsere Gegner reden jetzt sehr gern und viel davon, daß die Arbeiterorganisationen, im besonderen die sozialdemokratische Partei, keinen Rumdachs zeige. Aufgabe ist, als Antwort allen Parteien noch die abzunehmen, die ihrer wirtschaftlichen Lage nach Arbeiter sind. Darüber hinaus gilt es aber nicht nur für die Durchbringung weiterer Gesellschaftsreformen mit unserem Gedanken zu arbeiten, sondern auch dahin ist zu arbeiten, daß der letzte Nichtwähler lebendig wird und zu uns kommt.

Soziales.

Die Humanität der Unternehmer.

Die Scharfmacherblätter vom Schlage der „Deutschen Arbeiter-Zeitung“, der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ und ihrer minder bedeutenden städtischen Nachbeter haben erst kürzlich wieder mundweg abgestritten, daß die Industriellen starke Abneigung haben, ältere Arbeiter zu beschäftigen, ja, man glaube, eine Art von Vorliebe zur Beschäftigung älterer Arbeiter konstatieren zu dürfen. Wie wenig das aber den Tatsachen entspricht, lehrt eine uns in die Hände gefallene Anweisung eines großen Düsseldorfster Werkes, der Maschinenfabrik Hohenzollern an ihre Meister. Die Anweisung lautet:

Meister: Betrifft: Arbeiter-Annahme.
Von der Direktion wird gewünscht, daß man bei der Annahme von Arbeitern vorzuziehen sein soll, d. h. daß nicht zu alte Leute und ferner nicht solche, welche häufiger krank gewesen, bzw. aus dem Krankenhause entlassen sind, eingestellt werden. Dieses soll seitens der Werkstätten geschehen, damit nicht derartige Leute, welche bereits vom Meister angenommen sind, zum Annahmestureau zurückgewiesen werden müssen.
Düsselhof, den 9. Juli 1914. Brand.

Diese maschinenschriftlich hergestellte Anweisung des Betriebschefs Brand ist charakteristisch. Systematisch hält man krank gewesene und ältere Arbeiter fern. Das betreffende Unternehmen wirtzt hervorragende Erträge ab. Außer einer regelmäßigen Dividende von 12 Prozent wird alle paar Jahre das Aktienkapital aus den sonst noch zurückgelegten Geldern erhöht. Die Arbeiter schaffen den Proben Rieseneinkünften und sie selbst werden auf den Hungeretat gesetzt, sobald ihr Alter naht oder sich Krankheiten einstellen.

Neues aus aller Welt.

Rekrutenqualereien.

Am Freitag verhandelte das Kriegsgericht der Garde-Kavallerie-Division gegen den Gefreiten und Verittführer Waskolat und den Mannen Hellermann vom 3. Garde-Mann-Regiment wegen Mißhandlung, vorschriftswidriger Behandlung Untergebener und Körperverletzung mittels gefährlicher Werkzeuge in zahlreichen Fällen, und gegen den Mannen Jäger wegen Fahnenflucht und Betrugs. Es handelte sich um zahlreiche Rekrutenqualereien durch ältere Leute. Waskolat hatte Reipfeife, Rohrstock und Besenstiel benutzt. Hellermann hatte mit Deckengurt und Trense auf die Leute eingeschlagen. Der Mann Jäger hatte aus Verweilung über die dauernden Mißhandlungen einen Fahnenfluchtversuch gemacht. Erst dadurch waren die Mißhandlungen gegen ihn und zwei andere Mannen bekannt geworden. Auf die Frage des Vorsitzenden, warum er niemals Anzeige erstattet hat, erklärte Jäger, daß er gefürchtet habe, von den beiden Jahrgängen dann nur noch schlimmer mißhandelt zu werden. Vorgesetzten, die den Rekruten nach der Ursache der Striemen auf seinem Rücken fragten, hat er ebenfalls aus Furcht vor noch ärgeren Mißhandlungen falsche Antworten gegeben. Der Anklagebereiter beantragte gegen die beiden Angeklagten je ein Jahr Gefängnis. Bei Jäger nahm er nicht Fahnenflucht, sondern nur unerlaubte Entfernung an, und beantragte insgesamt sechs Wochen Mittelarrest. Das Kriegsgericht verurteilte Waskolat wegen Mißhandlung Untergebener in 43 Fällen und wegen der anderen Straftaten zu vier Monaten und Hellermann wegen Körperverletzung mittels gefährlicher Werkzeuge in 44 Fällen zu fünf Monaten Gefängnis. Jäger wurde nur wegen unerlaubter Entfernung zu drei Wochen Mittelarrest, die durch die erlittene Untersuchungshaft als verbüßt erachtet wurden, verurteilt.

Zwei Jahre Zuchthaus wegen Anstiftung zu einem nicht begangenen Verbrechen.

Wegen Fälschung von Rennwettelegrammen sind vom Dortmunder Schwurgericht die Oberpostassistenten Spiermann und Meier in Unna zu hohen Strafen verurteilt, auf ihre Revision aber freigesprochen worden. Wegen Anstiftung zum Verbrechen bekam der Schneidermeister Faupel zwei Jahre Zuchthaus. Faupel legte keine Revision ein; man hatte sie ihm als aussichtslos bezeichnet. Jetzt aber, wo die Beamten freigesprochen sind, hat er das Wiederaufnahmeverfahren beantragt. Faupel machte in seinem Antrag geltend, daß die beiden Haupttäter freigesprochen seien

und daß diese nunmehr in einem neuen Verfahren gegen ihn als Zeugen vernommen werden könnten und müßten. Beide aber würden bekunden, daß sie von ihm zu den Taten nicht angestiftet seien. Damit wäre seine Unschuld erwiesen und seine Freisprechung geboten. Die zuständige Strafkammer hat jedoch den Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens abgelehnt. Die Ablehnung wird damit begründet, daß die Geschworenen zwar am 15. Juni die Schuldfragen gegen die beiden Postassistenten verneint hätten, daß damit aber der Verdacht gegen die Beamten keineswegs ausgeräumt sei. Die Beamten blieben nach wie vor des fraglichen Verbrechens verdächtig. Gemäß den Bestimmungen der Strafprozedur würde in einem neuen Verfahren gegen Faupel eine Verurteilung der Postbeamten nicht erfolgen können, weil sie der Teilnahme der dem Faupel zur Last gelegten Straftaten verdächtig seien. Auf das unbedingte Zeugnis der beiden Beamten hin könne aber eine Freisprechung Faupels nicht erfolgen. Rein formal-juristisch mag diese Begründung den gesetzlichen Bestimmungen entsprechen.

Das Schwerkraft der ganzen Angelegenheit liegt aber auf einem anderen Gebiet. Es wird der mit juristischen Kenntnissen nicht beschwerte Laie es nimmermehr begreifen können, daß nach Recht und Gesetz ein Mann wegen Anstiftung zu einer Tat auf Jahre ins Zuchthaus gesperrt wird, zu einer Tat, die nach dem Urteil des Schwurgerichts überhaupt nicht begangen ist. Der Verteidiger Faupels hat gegen den ablehnenden Beschluß der Strafkammer Beschwerde beim Oberlandesgericht erhoben.

Eine merkwürdige Aufklärung der Oberweddinger Schießaffäre.

Die Schießerei des Feldbüchsen Krammer in Oberweddingen hat nun zu dem auffallenden Resultat geführt, daß auf Anordnung der Staatsanwaltschaft sechs Einwohner wegen Verdrachts des Landfriedensbruchs in Haft genommen worden sind. Der Feldbüchse Krammer, der von seinem Hause aus sechs Personen verletzete, hat nach der Ansicht der Behörden aus Notwehr gehandelt. Krammer wurde nach der Erschießung des jungen Geld am Vormittag nicht in Haft genommen, was die Menge derart erregte, daß der Vorsitzende des Bürgervereins, Koch, eine Versammlung des Vereins berief, in deren Anschluß die Teilnehmer vor dem Hause Krammers demonstrierten. Die Verhafteten sind der Arbeiter Erpe, der Dachdecker Foffier, der Schlosser Freitag, der Techniker Wolff, der Handelsmann Kohl und der Former Propst. Die verhafteten Leute wurden nach Magdeburg in Untersuchungshaft gebracht.

Familiendrama. In Nieder-Gorbitz bei Dresden sah n i t t der Schlosser Johann Simmel aus Nuffig seinen im Bett liegenden Frau den Hals durch, weil sie ihm wegen seines lüderlichen Lebenswandels Vorwürfe gemacht hatte. Das neben der Mutter schlafende zwei Jahre alte Kind ließ er unberührt und entfloh.

Der Vater erschossen. Freitag früh erschloß in Saarbrücken der 17jährige Ludwig Weber seinen Vater und dann sich selbst. Der junge Mann hatte vor einiger Zeit seinem Vater über 2000 Mark entwendet und war damit geflüchtet. Bei seiner Rückkehr machte ihm der Vater Vorwürfe, die dann zu der Mordtat führten.

Der Flug über den Atlantischen Ozean. Das Wasserflugzeug „Amerika“, an dessen Bord der Fliegerleutnant Borte den Flug über den Atlantischen Ozean unternommen will, erhol sich am Freitag in Hammondspont mit einer Nutzlast von 1350 Kilogramm zu einem Fluge über den Keufasee. Die Nutzlast übersteigt die für das Überfliegen des Ozeans notwendige Nutzlast um 100 Kilogramm. Der dritte Motor, der kürzlich eingebaut wurde, hat außerordentlich gut gearbeitet. Leutnant Borte hat sich angesichts dieses Erfolges entschlossen, die Abfahrt auf den 6. oder 7. August festzusetzen.

Aus dem Gewerkschaftsleben

von Frankfurt a. M. und Umgegend.

Der Deutsche Transportarbeiterverband

Liebt am 21. Juli seine ordentliche Generalversammlung für das 2. Quartal ab. Zunächst erbrachte die Versammlung das Andenken des verstorbenen Kollegen Hof in üblicher Weise. Den Geschäftsbericht erstattete der Bevollmächtigte Bergens. Er hob hervor, daß die Nachwehen der Krise sich auch noch im abgelaufenen Quartal bemerkbar machten. Obwohl die Zahl der abgehaltenen Agitationsversammlungen und -Besprechungen hinter der des 1. Quartals nicht zurücksteht, war doch das erzielte Resultat in bezug auf Neuaufnahmen erheblich niedriger. Es konnten nur 140 neue Mitglieder gewonnen werden, gegenüber 190 im 1. Quartal. Im ganzen sind 106 Versammlungen abgehalten worden. Lohnbewegungen wurden 4 geführt, und zwar 2 in Handelsbetrieben und 2 in Reinigungsbetrieben. Von diesen konnten 3 ohne Arbeits-einstellung geführt werden, während es in einem Betriebe mit 6 Beschäftigten zur Arbeitsniederlegung kam. In 5 Betrieben mit 77 Beschäftigten wurden Tarifverträge abgeschlossen, die wesentliche Vorteile für die in Frage kommenden Arbeiter brachte. Infolge agitatorischer Betätigung wurden 2 Verbandsmitglieder aus ihren Stellungen entlassen. Redner nahm Veranlassung, den einen Fall, der den Arbeiter W. bei der Firma S. Bronker betrifft, besonders zu beleuchten. W. soll sich nun gegen das Verbot, im Warenhaus zu agitieren, vergangen haben und wurde deshalb entlassen. Eine Verhandlung zwecks Wiedereinstellung hatte ein negatives Ergebnis. Darauf befahte sich eine öffentliche Handelsarbeiterversammlung mit dieser Angelegenheit. Dabei wurde durch mehrere Diskussionsredner auf die verschiedenartige Behandlung im Hause Bronker hingewiesen. Es erschien auch am 20. Mai in der „Volksstimme“ ein Bericht von der fraglichen Versammlung. In demselben wurde darauf hingewiesen, daß die Firma bei Personen, die der Geschäftsleitung in religiöser Beziehung nahe ständen, mehr Rücksicht habe walten lassen, wie es bei Organisierten der Fall gewesen ist. Diesen Bericht benutzt jetzt die Firma, um gegen den Verband einen Schlag zu führen, indem ein nichtorganisiertes Vortier namens Pollad veranlaßt wurde, eine Privatbescheidungsklage gegen den Sektionsleiter der Handelsarbeiter anzustrengen. Redner ersucht diejenigen Mitglieder, welche Bekundungen über das Verhalten des Vortier Pollad Frauen gegenüber machen können, sich bei der Ortsverwaltung zu melden.

Im Laufe des Quartals wurde dem Verband vom Polizeipräsidenten ein Entwurf zugestellt, wonach die Arbeitszeit in gewerblichen Fuhrwerksbetrieben auf Grund des § 120f der Gewerbeordnung durch Polizeiverordnung eine Regelung erfahren soll. Der Entwurf sieht nicht vor die Regelung der Arbeitszeit an Wochentagen, sondern beruht nur, gewisse Ruhepausen durch Beschränkung der Sonntagsarbeit zu schaffen. Es soll z. B. jedem Beschäftigten entweder an jedem 3. Sonntage 36 Stunden hintereinander, oder an jedem 2. Sonntage von morgens 6 bis abends 6 Uhr vollständig frei gegeben werden. Für Kraftwagenführer soll die tägliche Arbeitszeit 16 Stunden nicht überschritten werden; nach jeder 12-stündigen Beschäftigung soll eine mindestens 12stündige Ruhepause gelegt werden. Es war für uns von vornherein selbstverständlich, daß eine derartige „Regelung“ nicht den Verfall der Arbeiterschaft finden würde. Wir haben trotzdem in 12 gutbesuchten Versamm-

lungen mit den in Frage kommenden Arbeitern Rücksprache genommen. Die Versammelten stellten sich durchweg auf den Standpunkt, daß wir von unseren Forderungen, die auf Kongressen und Verbandsstagen aufgestellt sind, um keines Haarsbreite abweichen können, wenn Leben und Gesundheit der in Frage kommenden wirksam geschützt werden soll. In diesem Sinne erfolgte auch die Antwort an den Polizeipräsidenten. Charakteristisch ist, daß nach glaubwürdigen Mitteilungen die Herren Unternehmer dem Polizeipräsidenten überhaupt keine Antwort auf den auch ihnen zugesandten Entwurf gegeben haben sollen.

Für die Kinnangeestellten wurde an den Regierungspräsidenten in Wiesbaden eine Eingabe gerichtet, für die Beschäftigten freie Ruhetage und bestimmte Pausen durch Erlass einer Verordnung zu schaffen und ferner für den Verfall eines Vorküßers ein bestimmtes Mindestalter vorzuschreiben, weil es vorgekommen ist, daß junge Leute mit dieser außerordentlich feuergefährlichen Arbeit nur deswegen beschäftigt wurden, weil sie billiger waren. Es hat bereits eine Konferenz mit dem hiesigen Gewerbeinspektor stattgefunden.

Den Rassenbericht gab der Kassierer Reuß. Aus demselben geht hervor, daß die Einnahmen von 14 714,71 Mark im vorigen Quartal auf 15 138,51 Mark gestiegen sind. Die Ausgaben für den Monat hiefen sich von 11 306,10 Mark auf 11 074,63 Mark. Der Markenumlauf stieg von 17 292 auf 17 842 Stück. An Unterfügungen wurden gezahlt: an Arbeitslose 575,65 Mark, an Kranke 1841,40 Mark, für Beerdigungsbeihilfe 100 Mark, für Notfallunterstützung 90 Mark, für Rechtschutz 55,15 Mark, für Streifenunterstützung 140,15 Mark, an Gemahrsam 110,50 Mark. Die Mitgliederzahl ist von 1892 auf 1896, also nur um 34 gestiegen. Der Ortskassenbestand stieg von 3408,51 Mark auf 3463,88 Mark.

Den Kartellbericht gab Heilmann. Er gab eine Uebersicht von den Verhandlungen. In der Diskussion über die drei Berichte, die in sachlicher Weise geführt wurde, kam die Entrüstung der Versammelten über das Vorgehen der Firma Bronker zum Ausdruck. Auf Antrag der Revisoren wurde der Verwaltung Entlastung erteilt. Das Mitglied Adam Edert, Möbelträger, wurde dem Verbandsvorstand wegen Schädigung von Verbandsinteressen zum Ausschluß empfohlen.

Achtung, Chauffeurs und Chauffeurlehrlinge! Seit drei Wochen stehen in Köln a. Rh. die Droschken-Chauffeurs im Streik wegen Nichtbewilligung angemessener Löhne. In fast der gesamten bürgerlichen Presse Deutschlands werden nun arbeitsschweigende Chauffeurs und Chauffeurlehrlinge gesucht. Letztere sollen gratis ausgebildet werden, um sie als Lohnbrüder zu gebrauchen. Der Kampf wird jetzt seitens der „A.A.D.“, einer Tochtergesellschaft der A. L. G. in Berlin, nur noch zu dem ausgesprochenen Zweck geführt, die Organisation zu gerümmern. Wir eruchen daher die gesamte organisierte Arbeiterschaft, von diesem Kampfe Kenntnis zu nehmen und überall darauf hinzuweisen, daß sich keiner verleiten läßt, auf die Annahmen, oder auf Veranlassung von Agenten, nach Köln zu kommen und so den Kampf der Chauffeurs zu erschweren.

Deutscher Transportarbeiterverband, Ortsverwaltung Köln a. Rh.

Berichtsaal.

Oberkriegsgericht.

Feuer bei den Funken. Am Nachmittag des 24. März brach auf dem Griesheimer Felde bei Darmstadt in einem Montage-schuppen Feuer aus, das so rasch um sich griff, daß sich die in dem Schuppen beschäftigten Mannschaften der 5. Funkenkompanie schleunigst selbst in Sicherheit bringen und das Automobil, an dem sie Reparaturen vorgenommen hatten, zurücklassen mußten. Es verbrannte mit dem Gebäude. Der Materialschaden betrug 25 000 Mark ohne den Schuppen. Der Brand hatte ein gerichtliches Nachspiel für den Funken Heinrich Heim, der ihn dadurch schuldig beschuldigt haben sollte, daß er nach beendeter Arbeit seine Benzinlampe, ohne sie zu löschen, auf eine mit Benzin und Öl beschwerte Bank stellte. Das Kriegsgericht der 25. Division verurteilte ihn zu 10 Tagen Gefängnis. Am Oberkriegsgericht, an das der Angeklagte und der Gerichtsherr, dem die Strafe zu niedrig war, Berufung eingelegt hatten, bestritt der Funker, daß er die Lampe nicht ausgelöscht habe. Als Nachmann habe er es so in der Gewohnheit, nach Beendigung der Arbeit die Lampe abzudrehen, daß er es sicher auch diesmal getan habe, wenn er sich auch dessen nicht mehr bestimmt entsinne. Nachdem ein Offizier als Sachverständiger eine Selbstentzündung der eben erst abgedrehten Lampe nicht für unmöglich erklärt hatte, erkannte das Oberkriegsgericht auf Freisprechung.

Telegramme.

Der Eisenbahnerstreik in Neuschottland.

Halifax (Neuschottland), 25. Juli. Bei dem Eisenbahnerstreik in St. John kam es zu schweren Zusammenstößen, als Arbeiter aus Montreal eintrofen, um die Tätigkeit der Streikenden zu übernehmen. Die Ausständigen griffen die Arbeitswilligen an und suchten sie mit Gewalt am Dienste zu hindern. Drei Personen wurden schwer verletzt. Schließlich stürzten die Streikenden die Gebäude der Bahngesellschaft; die Bahnhöfe wurden umgeworfen und die Wagen verbrannt. Es mußte Artillerie zur Hilfeleistung gerufen werden. In Halifax stehen 600 Mann unter den Waffen, um weiteren Ausschreitungen vorzubeugen.

Zur gefälligen Beachtung!

Die Träger bzw. Vertrauensleute der entfernter gelegenen Orte, die nicht durch Expressboten bestellt werden können, müssen ihre Bestellung allmonatlich bis zum 25. aufgeben haben, sonst tritt eine Verzögerung durch die Post ein.

Wir können nicht einfach die Zahl des Vormonats überweisen, da die Abonnementzahl oft wechselt und wir für zu viel überwiesene Exemplare die Postgebühren bezahlen. Deshalb müssen wir unbedingt auf regelmäßige Bestellung bestehen.

Verschiedene Orte sind in dieser Beziehung sehr nachlässig. Wir werden am Schluss jeden Monats diejenigen Orte veröffentlichen, die noch keine Bestellung aufgegeben haben, damit die Leser wissen, woran es fehlt.

Folgende Orte haben noch nicht bestellt: Diez, Gartenrod, Daasphe, Mornshausen, Siegen, Rinhain.

Die Wetterkarte des öffentlichen Wetterdienstes

(Deutsches Wetterbüro Frankfurt a. M.)

meldet heute morgen den 25. Juli:

Eine wesentliche Veränderung in der Wetterlage ist nicht eingetreten, wir haben also mit Fortdauer der bestehenden Witterung zu rechnen.

Prognose für Sonntag: Wechselnd bewölkt, zeitweise Regenschauer, kühl, zeitweilig auffrischende westliche Winde.

Die Temperatur betrug (Grad Celsius)

	mit. 9 Uhr	max. 9 Uhr	min. 9 Uhr
in Frankfurt a. M.	+ 19	+ 15	+ 13
„ Fulda	+ 18	+ 13	+ 14
„ Darmstadt	+ 18	+ 15	+ 14
„ Worms	+ 18	+ 15	+ 15
„ Gießenheim	+ 20	+ 16	+ 16
auf dem kleinen Feldberg	+ 12	+ 10	+ 8

Wasserstands-Nachrichten vom 25. Juli

Ort	25. Juli	24. Juli
Rhein: Mainz	2,25 Meter	2,22 Meter
„ Bingen	—	2,89
„ Groß-Steinheim	1,44	1,46
„ Gonsau	1,58	1,59
„ Frankfurt a. M.	2,10	1,16
„ Rostheim	1,91	1,94

Unterhaltungsbeilage der Volksstimme

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 59

Samstag den 25. Juli 1914.

Mister Tafel.

Entwicklungsmomente aus Newyork.

Von Hermann Horn.

(Schluß.)

Dieser Unteroffizier Müller war ein schwächlicher, nicht zu kleiner Mann mit einer grüngelben Gesichtsfarbe, kleinen dunklen Augen, länglichen, mehr nach innen als nach außen gerundeten Wangen und einigen wenigen wohlgebürsteten Schnurrbarthaaren unter einer Stumpfnase. Vielleicht war polnisches Blut in ihm. Das Haar war gescheitelt und geölet und von einem steifen Hut bedeckt.

Seine Hände hingen lässig herab, aber es war, wenn sie schlieferten, als seien sie stets bereit, die vorchriftsmäßige Haltung an die Hosennaht einzunehmen. Wie seine ganze Haltung bereit war.

Aber Mister Tafel schüttelte ihm auf amerikanisch gewaltig die Hand. Doch löste das nicht eine zum Trüben neigende Resignation in diesem Soldaten, die zwar ergeben und auf der Lauer war, zu gehorchen und Befehle zu erwarten, aber doch von der Sehnsucht nach Genüssen angefaßt war.

Der gute Wein und das gute Essen machten ihn gesprächig. „Was der amerikanische Konsul dort drüben für einer sei?“

„So'n Bizkonsul sei da, so'n kleiner Dunkel, tät aussehen wie ein Gymnasiast, aber der Gouverneur hätt' kein schlechtes Gesicht über ihn geschritten, beim Empfang oder so. Den steifen Hut auf dem Kopf, sei er in einem Winkel gestanden, und auf einmal mit seinen schönen, gelben Schuhen, aus denen rotseidene Strümpfe geguckt hätten — die gukten immer heraus —, auf den Gouverneur losgesprungen und hätte ihm die Hände geschüttelt. Nicht schlecht hätte ihn der Gouverneur von oben bis unten angesehen, und dann hätten sie herausgefriegt, daß der Vater von diesem Bizkonsul eigentlich ein eingewanderter Deutscher gewesen sei. Aber der hätt's nicht zugegeben.“

Aber im Offizierkasino hätt's einer nachgewiesen. Mister Hanley hätte er sich geschrieben, das hätte früher einfach „Sähne“ geheißen, das sei nachweisbar. Aber der Bizkonsul hätte sich den Teufel drum geschert.

So was hörte Mister Tafel gern und mit einem grimmen Behagen. Dieser Unteroffizier wußte, daß die Bergwerksgesellschaft zustande gekommen war, konnte alle ostasiatischen Zeitungen, aus denen man etwas lernen konnte, und erklärte mit Entschiedenheit, daß der Holzmangel dort sehr groß sei. Und dann habe er in Schanghai einen Freund, der nach etwas Suche, auch etwas Chinesisch könne, an den könne man einmal telegraphieren; wenn man hundert Dollar mitdrabte, werde er die beste Auskunft geben. Ei, das sei ein famoser und gescheiter Kerl, nur rappe er manchmal ein bißchen; aber dann sei er wieder um so besser zu haben.

Durch diese Mitteilung bekam Unteroffizier Müller Ueberlegenheit und Ruhe, daß er mit mehr Genuß und Behagen zu essen begann.

Mister Tafel ward unruhig und notierte eine große Depesche an diesen Mann. Er solle genau die Holzpreise in Kwantshou von den letzten paar Jahren feststellen, was für Firmen neben dem deutschen Staat dort seien, wo man am besten Dampfer chartern könne, und wo, was sie kosten, und ob er ihm eventuell bis zu der und der Zeit nach Yokohama entgegenfahren könne.

Er rauchte dazu schwere Zigarren, und immer mehr Fragen tauchten auf, wurden abgelehnt und angefügt.

Der Unteroffizier Müller setzte dem aufgetragenen Sekt militärisch zu und erzählte von „drüben“ und dem „Kommiß“.

„Tschä, der Kommiß, natürlich der Soldat“ — er aucte hochend um sich — „das is ja wohl der Stolz des Deutschen Reiches und seine Stärke; aber wenn mal einer 'nen Krieg mitmacht, dann ist der Unterschied doch da! — im Krieg, da sind die Offiziere auch anders — Junge — wir hatten einen, mit dem duzten wir uns, und das war ein Abliger! — Da ham wir 'ne ganze Stadt, unsere siebzehn Mann, erobert.“

Da schrien die Kerle jau — jau — jau! — und bons Tor runter und de Stadtmauer knallten se immerzu auf uns los! Und dann de Flinte weggeworfen und nichts wie los! — und wir durchs Tor durch und druf! — Ein is mein Gaul direkt mit de Borderhufe usn Buckel ruf und ein hab ich quer über die Fresse gehaut! — und auf dem Marktplatz, da standen die Leute, wo Christen waren — da hatten welche eine Grube gegraben und die Missionare ringschmissen; ohne Augen und das blutige Fleisch am Leibe. Da waren Franzosen dabei, da kriegte unser Leutnant 'nen Orden und von uns jeder 100 Frank. Dort konnt man freilich mit dem Geld nichts anfangen. Weiber hat es auch nicht gegeben. Da war's Essig mit. — Da hab ich oft an eine denken müssen, 'ne schöne Schwarze! Die war ja wohl ganz verrückt in mich. Wie oft, und ich hab's probiert, wenn sie zu mir in die Kaserne gekommen ist, ob sie nicht ein andrer rumgekriegt hätt'. Aber da war nichts zu machen. Gott, o Gott, hat das Mädchel gehult! Oft hab ich an die gedacht.“

Er war im Zug; aber Mister Tafel hörte ihn schon lange nicht mehr und unterbrach ihn. Er sei ihm sehr dankbar, und holte sein Schedbuch hervor. Da ward der Unteroffizier Müller höflich abwartend und stramm. Dann bedankte er sich scharf und ging bald.

Gleich darauf kam ein Mann auf Mister Tafel zu. Den hatte er beauftragt, sein Gepäc aus seinem früheren Logis zu holen.

Mister Tafel fragte ihn, wer ihn abgefertigt habe.

„Eine junge Lady,“ erwiderte der Mann respektvoll.

„Und sie hat keinen Gruß ausfertigen lassen oder gefragt?“

Da jah der Mann Mister Tafel scharf an. „Nein,“ sagte er, „aber mir war's, als sei sie einen Augenblick ganz weiß geworden. — Dann hat sie mir ruhig alles angewiesen und mir dies gegeben.“

Mister Tafel öffnete den Brief. Es waren die grünen Scheine von fünf einzelnen Dollars darin und einer von fünf. Sonst nichts. Er hatte zwei Wochen Pension bezahlt, sie aber hatte nur eine angenommen, weil er am Samstag abend gegangen war.

Er steckte Rubert und Geld in die Westentasche und setzte sich in den Borraum des Hotels, ohne auf die vielen Menschen zu achten, die hier ein- und ausstiegen.

Deutlich jah er das schöne Gesicht des Mädchens, wie es einen Augenblick erlebte; — dann sie selbst, wie sie in stiller, würdiger Fassung mit dem ruhigen, sicheren Gang, der ihr eigen war, den Mann durch die Küche in seinen früheren Wohnraum wies.

Dies war ein schönes und seltsames Empfinden, hinter dem ein leichtes Wangen klopfte von unklarem, verworrenem heißen Drängen.

Da stand der Bote wieder vor ihm und überreichte ihm einen Brief, der für ihn in seinem alten Logis abgeben worden sei; er habe ihn vorhin vergessen.

Der Brief war von seiner Mutter, die eine Forstmeisterswitwe war und in einer kleinen bayerischen Stadt lebte.

Lieber Fritz!

Ach, durch eine anonyme Postkarte, anscheinend von Frauenhand — aber man kennt sich ja mit diesen englischen Schriften nicht aus — mußte ich erst nach acht Jahren, nachdem du deiner Pflicht gegen das Vaterland nicht Genüge geleistet hast, deine Adresse erfahren. Deinen armen Papa hat dies tief gekränkt, und er ist gestorben, ohne noch ein Wort für dich gehabt zu haben. Ach, möchtest du doch in dich gehen, mein lieber Sohn, und bereuen und gut machen. Du könntest jetzt bei irgend einer großen Dampferlinie schon als zweiter Offizier oder so fahren, wie wir das seinerzeit im Sinne hatten mit dir, wo doch ein Korpsbruder Papas einen guten Freund beim Lloyd, glaube ich, eine einflußreiche Stellung hatte. Vielleicht hat Papa deswegen so viel getrunken, in den letzten Jahren, und weil auch Hans so trotzig und unbändig ist wie du und nicht recht lernen will, daß ich nicht weiß, ob ich ihn nicht noch vor dem Einjährigent aus der Schule fortnehmen muß, wo er doch einen Freiplatz

hat! Sinegen ist Hermann schon jetzt in der Stadt Offizier und er darf nicht wissen, daß ich an dich schreibe, sicher würde er es mir verbieten, denn deinetwegen hätte man ihm beinahe Schwierigkeiten bei der Aufnahme ins Offizierkorps gemacht. Aber du bist doch auch mein Kind!

Friedrich ist gewaltig fleißig und will das Lehren-nemegamen machen in Englisch und Französisch.

Da hast du all unsere Neuigkeiten, mein liebes Kind —! ich weiß ja gar nicht, was ich zu dir sagen soll, wie du bist und was du bist —! Aber nun schreib mir recht bald und dann soll alles gut sein. Deine Mutter ist recht alt geworden und will ihren Frieden mit der Welt.

Es grüßt und küßt dich

Deine Mutter.

PS. Du hast natürlich auch ein Anrecht auf Erbschaft. Viel ist ja nicht da, aber ich weiß ja nicht, wie es dir geht.

Mister Tafel sah ganz deutlich die kleine Hand, die das geschrieben hatte. Sie war runzlig und rauh und mußte den Lippen so gut führen können, wie den Kochlöffel; und wenn die Mutter ausging, mußte sie Glacehandschuhe tragen, und die Leute sagten zu ihr „Gnädige Frau“.

Wie es in der Vergangenheit gewesen, senkte sich eine scharfe zackige Egge in hartem Quadrat in ihn. Nie hatte er gekonnt, wie er gewollt, unverständliche, drohende und nicht zu erfassende Befehle und Absichten anderer hatten über ihm gehangen. Darunter hatte er, ein trostlos Blindes, gestanden und hatte getobt, bis er davongelaufen war. Welche lächerliche Schmerzen waren das gewesen!

Sie hatte an seine Mutter geschrieben!

Schwer und grimmig atmete er auf.

Dann holte er sein Scheckbuch aus der Tasche und schrieb einen Scheck auf 2500, den zerriß er und schrieb einen auf 5000 Dollar für seine Mutter.

Das ließ ihn hart und verächtlich lachen. Sei, wie mochten sie da staunen und raunen und sich's der Herr Leutnant wohl sein lassen, an den sie ja doch alles hängen würden. Er war fertig mit allen, nun war's beschlossen. Er ging nach Japan.

Und weil er dabei war, schrieb er für den Professor in Cambridge einen Scheck, und 50 Dollar in Banknoten schickte er an den Vater des Mädchens.

Hier und hier — und die Sache war erledigt. Das Leben konnte neu beginnen.

In der Tat läßt sich dem freundlichen Leser nichts weiter erzählen; denn die Geschichte ist tatsächlich erst gestern passiert. Man wird mit ebenso viel Recht behaupten können, mit dieser Lebensführung werde Mister Tafel nie zu einem beglückenden Frieden kommen, der ja das höchste sein soll; mit ebenso viel Recht könnte aber einer sagen, der Kerl bringt's noch zu etwas. Vielleicht fährt Mister Tafel gar nicht nach Japan, vielleicht tut er's, und diese höllischen gelben Kerle geben ihm eine gehörige Lektion. Vielleicht glättet ihm ein gutes Schicksal die Wege, und er holt aus den Wäldern Hokkaidos die notwendigen Millionen; vielleicht heiratet er auch das Mädchen aus der Küche, die eine so liebliche Dasei in seinem Leben bildete. Wie gesagt, wer deutet dies unerforschte Leben aus, das vor den einzelnen plötzlich neue dunkle Tatsachen stellt und imstande ist, morgen Sein und die schöne wilde Kitty in jenes Hotel zu setzen und diesen raubheiniigen, dummen, scharfsinnigen Mister Tafel in den Dreck.

Wie gesagt, gestern ist die Sache passiert, und man weiß noch nicht mehr.

Don der Poesie des Wanderns.

Das Wandern — es ist gleich in welcher Form es geschieht — übt auf den Menschen einen eigenartigen Reiz aus. Schon die bloße Aussicht der Teilnahme an einer Wanderfahrt, dauert diese auch nur einen Tag oder gar nur einen Nachmittage, läßt uns frohgestimmt sein, läßt uns schon die täglichen Sorgen vergessen, hebt uns hinaus über all den Alltagskram. Voller Erwartung werden Vorbereitungen getroffen und ein Blick ängstlicher Sorge geht immer wieder hinaus nach dem Himmel, denn die Sonne scheint uns heute heller zu sein und das läßt uns einen Umschlag der Witterung befürchten.

Was aber wirkt nun so erhebend und was weckt diesen eigenartigen Reiz und diese Spannung in uns? Es ist die uns be-

vorstehende Entfesselung des Geistes und die weitere Betätigung der Sinne, vor allem aber das Aufnehmen neuer Eindrücke, mit einem Wort: die Erweiterung unseres Gesichtskreises. Für uns bedeutet Wandern ein Erleben, eine Stärkung der Gefühle und ihre Erweckung, eine Stählung des Geistes und der Spannkraft. Was uns begegnet, redet zu uns in der ihm eigentümlichen Sprache, was wir in Dorf, Stadt und Land sehen, wirkt auf uns und löst ein Empfinden in uns aus. Wenn wir in einem Buche lesen, wirkt durch das Buch der Dichter auf uns, bei einer Wanderfahrt wirkt die Umwelt direkt und unmittelbar auf uns ein. Die Dinge reden nicht erst durch einen andern zu uns. Geographie und Geschichtsunterricht der Schule, aber auch die Literatur werden in uns das Verlangen, das kennen zu lernen, das wirklich in uns aufzunehmen, zu einem unauslöschlichen Eindruck zu machen, wovon wir gehört oder gelesen, was wir uns mit lebhaftem Sinn aufgebaut haben.

Wandern und Reisen hat in unsern Tagen eine vordem nie geahnte Ausdehnung erfahren. Allerdings reisen die meisten, weil sie vermeinen, eine Erholung notwendig zu haben. Sie meinen: der Erholung wegen, sie nehmen aber fast den ganzen Hausrat mit, um während der Reise genau wie vorher leben zu können und sie gehen meist an einen Ort, wo sie gewiß sind, die Zahl der betäubenden Genüsse noch steigern zu können. Man höre sie nur sprechen. In einem Biergarten saßen beim Nachmittagskaffee eine Anzahl Frauen, von denen eine in überlautem Tone die neben ihr sitzende Tochter anrief: „Wie lange sind wir über'n Gardasee gefahren?“ Die Antwort darauf kam nur leise, aber die Frau schrie sie hinaus, daß es über den ganzen Garten schallte: „Vier Stunden sind wir über'n Gardasee gefahren!“ Und ein reicher Apothekenbesitzer konnte vom Gardasee nur Cordone, wo er gewohnt und er wußte von seinem mehrwöchigen Aufenthalt nur noch, daß man „Buona sera“ sagt, wenn man grüßt. Er wußte nicht, daß es „Guten Abend“ heißt und daß man auch „Buon giorno“ (Guten Tag) sagt. Er kannte auch kein Landschaftsbild, wußte nichts von der Eigenart der Bewohner, er hatte nicht einmal den Unterschied in dem Pflanzenwuchs erfasst, er wußte nur, daß es dort „Ach Gott, na ja, sehr schön“ war.

Ich bin auch über den Gardasee gefahren in seiner ganzen Länge von Desenzano nach Riva und habe die ganze Zeit in brennender Sonne auf dem vorderen Teile des Schiffes zugebracht, habe mit meinen Augen immer wieder das überwältigende Bild umspannt und habe immer wieder auf die Berge geschaut, die aus dem grünen funkelnden Wasser aufsteigen in das unendliche klare und leuchtende Blau. Ich bin an seinem Ufer zurückgewandert auf der an den Bergen sich hinschlängelnden, fast ansteigenden Straße, habe gesehen, wie an den Bergen hinauf an Stellagen die Limonen wachsen und reifen und habe gesehen, daß die Weinreben dort dicke, starke Stämme haben und daß sie hohe dicke Laubengänge bilden, daß sich ihre Arme über die Straße hinziehen, so daß einem im Herbst die reifen Trauben verführerisch über den Kopf hängen müssen und man nur den Mund danach aufzutun braucht. Ich habe mir ein Boot genommen, bin in die stillen Felsenbuchten gefahren bis dahin, wo das Wasser schäumen von steiler Höhe rollt, habe beobachtet, wie dieser weiße Gischt sich auflöst in dem dunkeln Grün und mit ihm eins wird und habe der unendlich zauberischen Musik gelauscht. Ich habe aber auch im Boot den See durchmessen in seiner Breite. Dann kannte ich ihn. Und wenn ich jetzt nur den Namen „Gardasee“ lese, steht mir deutlich das Bild von ihm vor Augen, dann sehe ich die ganze überwältigende Pracht und gedenke der stillen glücklichen Winkel an seinen Ufern und dann sehe ich auch die Wädherei am See und sehe die Frauen in ihren bunten Gewändern an den Steintrogen hantieren. Und ich war doch nur zwei Tage dort.

So bin ich die Straße am Comossee gewandert und habe die Bekanntschaft eines italienischen Telegraphenarbeiters gemacht. Er hatte in der Schweiz gearbeitet und auch in Deutschland, und mit seinem bissel Deutsch und meinem bissel Italienisch verständigten wir uns. Seine Augen leuchteten, lachten, blickten fest, wenn er von der deutschen Sinjorina erzählte; er muß sie gekannt haben. Durch ihn lernte ich die Bevölkerung am Comossee kennen, er führte mich in die Dörfer und in die Häuser, mit ihm sah ich in einem Kellergewölbe, einer Osteria, am Weinsah. Da lernte ich die Leidenschaft der braunen Söhne des Südens beim Spiel kennen und verstehe jetzt die plötzlich aufflammende Kampsbegeisterung, wie sie der letzte Generalstreik zeigte. Ich sah auch, wie junge Leute am Abend durch die Gassen zogen und übermütige Lieder sangen. So sah ich vom Comossee die verschwenderische Pracht der Natur und das Leben und Treiben des Volkes und dessen unbeschreibliche Armut, die sie nicht einmal zu drücken scheint. So kenne ich den Rühringer Wald und höre noch heute, was seine weiten Buchenhallen rauschen. So habe ich in stundenlangem Sichversenken und

Einfühlen manches Bild eines träumerischen märkischen Waldsees in mir aufgenommen, habe mich von seiner Stimmung umwehen lassen und habe seinem leisen Flüstern gelauscht.

Das ist ein Stück Poesie des Wanderns. Es muß ein Erleben dabei sein, ein Erfassen dessen, was man gesehen. Wer aus Langleiwe, Neugier oder Mode wandert, wer da reißt, weil der Müller und Schufel es tut und man es doch auch kann, dem wird der geheime Reiz des Wanderns verborgen bleiben, dem wird der eigentliche Genuß fehlen. Wie wahre Freundschaft gepflegt sein will, wie man ihr Opfer bringt, sich ihr hingibt, so verlangt auch die Freundschaft mit der Natur ein Sichhingeben, ein mit dem ganzen vollen Gefühl Dabeisein. Die tiefe Poesie des Wanderns erfährt man nur, wenn man mit allen Sinnen, mit voller Hingabe dem Neuen und Fremden lauscht, wenn man sich um das Sein und Werden des Erschauten bemüht, es auf sich wirken läßt. Dann ist auch das Tote um uns nur scheinbar tot und es ist, als hätte es eine eigene Sprache.

Dazu gehört nicht, daß man all die mit Sternen im Reisehandbuch hervorgehobenen Berühmtheiten gesehen hat und in der zur Verfügung stehenden Zeit möglichst viel davon zu erleben sucht. Wer danach trachtet, wird für alles nur einen flüchtigen Blick haben, er wird in der Regel nur sagen können, daß er „da gewesen“. Es bleibt ein allgemeiner Eindruck, doch kein bleibender Besitz; es wird einem nicht zu eigen. Ich habe einige Stunden in einem gewaltigen Felsenkessel gesessen, in welchem sich um die steilen Wände eine Strage schlang und ich höre heute noch das Brausen des Wassers, das von drei Seiten herniederstürzte, höre noch die Erzählungen des alten Stratenarbeiters, der sich mit Frau und sechs Kindern zu mir gesellte und sehe all ihre großen hellen Augen, als ich jedem aus meinem Rucksack ein Stückchen Schokolade langte. Dreimal fuhr die Post vorüber und alle die mit ihr reisten, hatten für das Wunderwerk nur einen flüchtigen Blick. Möglich, daß sie mehr erlebt und gesehen, ob sie aber mehr davon hatten, erscheint mir fraglich. Ich traf welche davon noch am selben Abend, stundenlang saßen sie schon im Gasthause und versicherten nun, daß meine Art des Reisens mehr Gewinn bringe, handelten aber auch künftig nicht danach. Ein solches Einfühlen verlangen aber nicht nur die gewaltigen Bilder, sondern auch die intimen Reize, eine einfache vom Mondlicht übergoßene Schneelandschaft, blühende Heide oder ein Moor.

Auf das Sehen kommt es an. Das Auge vermittelt uns die Eindrücke. Wer Genuß vom Wandern haben will, wer die Poesie des Wanderns und Reisens erfassen oder von ihr erfasst werden will, muß mit dem Auge seine Umwelt aufnehmen können, sie mit vollem Bewußtsein sich zu eigen machen. Dazu muß man dem Auge die Ruhe des Schauens gönnen. Was wir sehen, muß uns gleichsam zu eigen werden, wir müssen sehend in vollen Zügen genießen und uns in die Umgebung einfühlen. Das muß geübt werden. Es gibt Menschen, die rennen auf ihren Wanderungen nur nach den berühmten Aussichtspunkten und sehen und finden nicht, wieviel Schönes, dazu noch still und unberührt, am Wege dorthin liegt, das eine ganz andere Sprache zu uns redet, eine feinere und innigere, weil die Menge der Gedankenlosen nicht daran zehrt und zehrt, sich dort glücklicherweise nicht breit macht und den Genuß stört.

Wir wollen wandern, um die Natur zu genießen, unsern Gesichtskreis zu erweitern, um unsern Körper und Geist gleichsam zu verjüngen, ihn kräftigen und bilden. Darum dürfen wir nicht achtlos nur dem gesteckten Ziele zustreben und unsere ganze Erwartung nur darauf einstellen. Wer das tut, wird oft enttäuscht werden. Sei es, daß er das Ziel, ist es erreicht, plötzlich der Mühe nicht wert findet, oder durch irgend welche Umstände, vielleicht durch übertriebene Lobpreisungen anderer, seine Erwartungen höher stellt hat. Der wirklich Schauende und immer bewußt Genießende wird überall, in Dorf und Stadt, soviel Eindrücke und immer neue Ueberraschungen finden, daß selbst ein Umweg oder ein falscher Weg, der ihn nicht oder verspätet zum eigentlichen Ziel kommen läßt, nicht Ärger und Unmut in ihm auslösen wird, denn er hat ja auch auf diesem Wege gelebt und genossen. Bei jeder Art des Wanderns, des Wanderns aus Naturgenuß, gilt ja nicht als Hauptsache, in bestimmter Zeit das gesteckte Ziel zu erreichen oder eine gegebene Strecke zu durchmessen, sondern die durchmessene Gegend zu erfassen und aufzunehmen, das geheime und doch offene Leben und Wehen, Wachsen und Gedeihen der Natur zuerspüren und zu verstehen, das Zueinandergehören der Dinge zu begreifen, Nicht auf das Gesehenhaben kommt es an, sondern auf das Sehen, das Gesehene aufnehmen, es leben und es jederzeit im Erinnern lebendig werden lassen. Wer das kann, hat ein gut Stück Poesie des Wanderns erfasst.

Alwin Rudolph.

Teufel Alkohol.

Hinter der großen Spiegelscheibe der Schnapsflasche hervor blekt er die Zähne. Lädt den Arbeiter aus goldig gelben und rubinrot schimmernden Flaschen. Flüstert ihm zu: dich friert, komm her und wärme dich! Du hast den ganzen Tag gearbeitet und bist müde; sieh, ich gieße neue Kraft in deine Adern! Was willst du schon zu Hause? Deine Stube ist ein unfreundliches, kahles Loch und die Gefährtin deiner Jugend ein verblühtes Weib! Komm zu mir! Ich zaubere Gärten voll Rosen vor deine Augen, und dein Weib wird wieder schön wie im Mai des Lebens, wenn ich erst zu deinen Sinnen gesprochen habe, komm, nur ein Glas! Und wenn dann der Menschenverderber den Zaudernden gefirrt, macht er ihn zum Schwein, löst die Kette, an der die Bestie der Unkultur gefesselt lag, und drückt dem Trunkenen das Messer in die Faust. Der Kollege achtet nicht des Kollegen, der Bruder schon nicht des Bruders, der Gatte nicht der Gattin. Bis dann hinter Gefängnismauern der Alkoholrausch verfliegt...

Sieh dort die Fabrik! Die Schloten qualmen nicht; Kolbenstangen und Erzentermaschinen stehen still — das Geer der Arbeit wagt eine Schlacht. Einige Pfennige mehr Lohn verlangt der Proletar. Er will seinen Kindern ein größeres Stück Brot reichen, will ihnen eine bessere Schule bieten, damit sie nicht zeit lebens ins Loch kriechen brauchen, wie er es muß. Teufel Alkohol las in Kaschemmen und Winkelnepien Gesellschaft zusammen. Er kommt, organisiert Streikfrecherbanden. Und der Lumpenproletar trampelt den ehrlichen Arbeiter nieder.

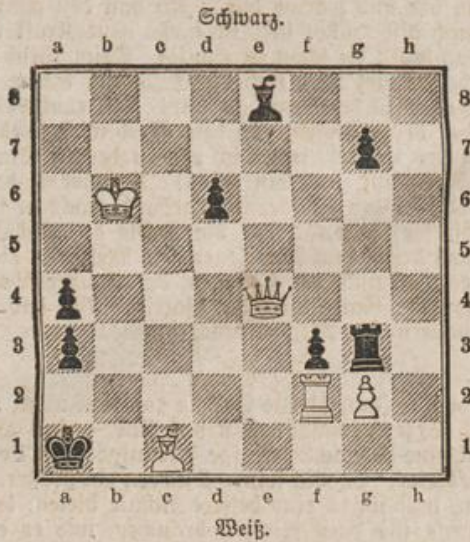
Wahltag! Heute gilt die Stimme der Ärmsten so viel wie die des Mächtigen im Lande. Heute könntet ihr zu Worte kommen, könntet die Minister der Reichen auf die Knie zwingen. Ja, wenn Teufel Alkohol nicht wäre! Der schlich schon tagelang durch Dörfer und Städte. Spielte den Wiederemann, drückte dem „Bruder“ Arbeiter die Hand, spendierte da und dort ein Gläschen. Heute läßt er die letzten Minen springen. Zwar, Stimmenkauf ist verboten. Aber Teufel Alkohol ist schlau. Und wenn am Abend aus den kleinen Stimmzetteln sich Mandate formen, schmunzelt er, weil seine Kasfallen wieder einmal dem Fortschritt die Bleikugel ans Bein hängten.

Maschinengewehre und Flinten knattern. Kanonen donnern. Blutende, verstümmelte Menschen wälzen sich am Boden. Ueber sie weg stürmen andere. Brüllend wie wilde Tiere, einer nach des anderen Leben trachtend. Die sich hier morden, haben vorher nie einander gesehen; keiner tat dem anderen Leides an. Zu Hause harren ihrer Mütter und Bräute und kleine Nuben und Mädchen. Sie sind vergessen. Hier gilt nur das: Töte! Töte! Teufel Alkohol aber sitzt zu Hause in den kleinen Philisterschenken und bei den großen Festkommerschen, schenkt ein und schenkt wieder ein, reibt sich die Hände und flüstert: Mut, Mut, Patrioten! „Für Gott und König und Vaterland!“ toastet einer mit weinseliger Stimme, und die entflammten Spießer gröheln: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“ Teufel Alkohol lächelt. Die Proletarier aber auf den Schlachtfeldern bluten.

So beschleicht dieser Dämon den Arbeiter in tausend wechselnden Gestalten und Formen. Denselben Arbeiter, dem schon Lassalle predigte: Dir ziemen nicht die Laster der Unterdrückten! Du bist der Fels, auf dem die Kirche der Zukunft erbaut werden soll! Wohl ist es besser geworden, wenn wir vergangener Zeiten uns erinnern. Teufel Alkohol hat nicht mehr die Macht über die Arbeiterköpfe und -Häute wie vordem. Aber lange noch wird es währen, bis er endlich zu Boden gerungen ist, bis sich der letzte Arbeiter mit Abscheu und Ekel von ihm wendet. Der Schnaps macht geistig schlaff und gleichgültig. Will das Proletariat den endgültigen Sieg erringen, eine höhere Kultur bis in die elendeste Hütte tragen, dann muß mit dem Teufel Kapitalismus auch der Teufel Alkohol bekämpft werden. Wir müssen unseren Bedrückern geistig überlegen sein. Dazu brauchen wir klaren Kopf und hellen Geist. Darum fort mit dem verblöddenden Gift! Alkohol ist ein Zeitvertreib für Sklaven. Sklaven können keine Welt gewinnen.

Schach.

Problem Nr. 139.
Von F. Wardener.



Weiß zieht an und setzt in 2 Zügen matt.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 138.

Stellung: Weiß Kh2, Dc8, Ta8, b3, Sa3, c5, Lc4, f2, Be5, g3.
Schwarz Kb6, Dd4, Te3, Sb5, Bb7, c6, d7, h3.

Lösung: 1. Lc4-f5! 1. Dd4-g4 2. Sc5-d7 =
ob. d7-d6
1.! 1. KxSc5 2. Tb3xb5 =
1.! 1. Dd4-d6 2. Sc5-a4 =
1.! 1. TxT 2. Sc5-d7 =
ob. bel. anders

Partie Nr. 133.

Aus dem Gambitturnier zu Baden 5. Wien 1914.
Evangambit.

Weiß: Breyer. Schwarz: Schlechter.

- | | | | |
|-----------|--------|------------|--------|
| 1. e2-e4 | e7-e5 | 15. La3-b2 | La5-b6 |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c6 | 16. Dd5-b3 | a7-a5 |
| 3. Lf1-c4 | Lf8-c5 | 17. Ta1-c1 | a5-a4 |
| 4. b2-b4 | | 18. Db3-d1 | Sc6-e7 |
| | | 19. Tf1-e1 | Lc8-b7 |

Dem Zug liegt der Gedanke zu Grunde, daß wenn Schwarz den Bauern b4 schlägt, durch c2-c3 die schlagende Figur zum Rückzug gezwungen ist und damit Weiß ein wichtiges Tempo erhält.

- | | | | |
|----------|---------|------------|--------|
| 4. | Lc5xb4! | 20. Sd2-t1 | a4-a3 |
| 5. c2-c3 | Lb4-a5 | 21. Lb2-a1 | Df5-e6 |
| 6. d2-d4 | b7-b5 | 22. Dd1-d2 | Lb6-a5 |

Rührt von Leonhard her. Weicht von der Regel ab. Die Lehrbücher empfehlen 6... e5xd4, 7. 0-0, La5-b6. Der bekannte Theoretiker Alapin hält für am besten 6... d7-d6 usw.

- | | | | |
|--|-------|------------|-------|
| 7. Lc4-d5 | | 23. Sf1-e3 | b4-b3 |
| Besser scheint Lxb5, Sxd4, SxS, e5xd4, Dxd4 usw. | | 24. La1-c3 | b3-b2 |
| 7. | e5xd4 | | |
| 8. Dd1-b3 | | | |

Im neuen Lehrbuch von Bilguer wird an Stelle des Fertzugs angegeben: 8. Sxd4! Df6, 9. 0-0, Sg8-e7, 10. e4-e5, Dg6, 11. f2-f4 usw.

- | | | | |
|--|--------|------------|---------|
| 8. | Dd8-f6 | 25. Lc3xa5 | b2xc1D |
| 9. 0-0 | h7-h6 | 26. Te1xc1 | Lb7-d5 |
| Wegen der Drohung e4-e5, Dg6, Sg5 usw. | | 27. La5-b4 | Ld5xf3 |
| 10. c3xd4 | Sg8-e7 | 28. g2xf3 | Tf8-b8 |
| 11. e4-e5 | | 29. Lb4xe7 | Tb8-b2 |
| | | 30. Tc1-c2 | Tb2xe2 |
| | | 31. Dd2xc2 | De6xe7 |
| | | 32. Dc2xc7 | De7-b4 |
| | | 33. Dc7xd7 | Db4-b1+ |
| | | 34. Kg1-g2 | Db1xa2 |
| | | 35. Dd7-g4 | Da2-e6 |
| | | 36. Se3-f5 | De6xf5! |
| | | 37. Dg4xf5 | |

Wegen der Drohung e4-e5, Dg6, Sg5 usw.

- | | | | |
|---------------------|--------|-------------|--------|
| Besser scheint Sc3! | | 38. | a3-a2 |
| 11. | Df6-f5 | 39. Df5xe6+ | Kg8-h8 |
| 12. Sb1-d2 | Se7xd5 | | |
| 13. Db3xd5 | 0-0 | | |
| 14. Lc1-a3 | b5-b4 | | |

11m Sc4 mit La6 zu begegnen.

Der Tempovorteil durch das Bauernopfer von Weiß im 4. Zug ist ausgeglichen und Schwarz hat einen sicheren Mehrbauer bei guter Entwicklung. Bei sorgfältigem Weiterspiel muß Schwarz gewinnen.

Unnötig. Schwarz hatte den Gewinn auf der Hand mit LxL, 25. TxL, LxS, 26. g2xf3, b3-b2 usw. 3. B. 27. Sc4, b2-b1D, TxD, Dg6+ nebst DXT.

Nach dem Damenopfer hat Weiß nichts mehr zu erhoffen. Es folgte

Rätsel-Ecke.

(Nachdruck verboten.)

Kryptogramm.



Rätselsprung.

arm	das	als	lippen	küßt	bes	schönste
wenn	men- schen	bettel	nur	recht	süßer	auge
bliebe	ein	man	ist	teuren	das	andern
von	fein	doch	wie	freude	der	einem
herz	wonne	wäre	heim- lich	ist	sie	teilt
heißt	eine	kuß	voll	un- glücks	von	liebe
wie	er	wun- den	jähre	daß	das	des

Telegramm-Rätsel.

.....
.....
.....

Die Striche und Punkte entsprechen den nachstehend, aber in anderer Reihenfolge, angegebenen Wörtern: Varen, Käse, Lama, Lena, Vila, Ruhme, Nize, Ruhe, Schatten, Stofsch, Spott, Vorliebe.

Man ordne diese Wörter derartig, daß die auf die Striche des Telegramms treffenden Buchstaben nacheinander gelesen ein Lustspiel und dessen Verfasser nennen.

Auflösung in der nächsten Samstagnummer.

Auflösung der Rätsel aus der letzten Samstagnummer.

Des Verierbildes: Bild halbrechts drehen, dann sieht man den Gesuchten rechts im Bilde stehen. Die Figur wird durch das Gebäude gebildet.

Des Wechselrätsels: Drachen, Jda, Erde, Laune, Insel, Ente, Baden, Engel, Nase, Salbe, Wunder, Nelzen, Riese, Dissen, Ilse, Gassen, Seta, Träume, Ginden, Drossel, Elle, Nase, Fenster, Koller, Alster, Uman, Eider, Koppen, Weipen, Jnder, Roman, Deister, Ziller, Münster, Mühe, Gele, Küffel, Ynder, Ulme, Calla, Sessen, Dose, Jbsen, Gisse, Schützen, Geber, Haube, Dese, Nagel, Soden, Lante, Gsel, Sonne, Gide, Jda, Nachen.

Die liebenswürdigste der Frauen
Wird immer auch die schönste sein.

Des Auszählrätsels: Man beginnt mit dem 2. Buchstaben, überschlägt je 4 derselben und findet dann:
Aus nichts wird nichts, das merke wohl,
Wenn aus dir etwas werden soll.

Des Anagramms:

B	r	a	t	e	n
B	r	a	u	c	h
G	n	e	f	e	n
R	r	ä	m	e	r
B	i	e	t	e	r
M	e	i	l	e	n

Bremen.